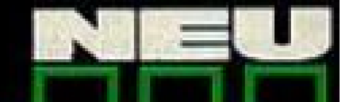
1,90 DM / Band 646
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Templer-Jäger

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Templer-Jäger

John Sinclair Nr. 646

von Jason Dark

erschienen am 20.11.1990

Titelbild von Steve Crisp

Sinclair Crew

Der Templer-Jäger

Blasse Gesichter, farblose, vorgeschobene, trotzig wirkende Lippen, Hunger in den Augen, manchmal auch Verzweiflung oder nervöse Unruhe.

Das Suchen nach dem Ziel, die Erfüllung der Wünsche, die Gier, es haben zu müssen, das Überlegen, der bedrückende Frust - es spiegelte sich alles auf den jungen Gesichtern wider, vor denen manche Abscheu empfanden. Stephan Audrin verspürte sie nicht, auch keine Angst, bei ihm überwog das Mitleid.

Diese jungen Leute in einer der zahlreichen U-Bahn-Stationen wussten genau, dass bei ihm nichts zu holen war. In seinem schäbigen Sommermantel und der randlosen Brille sah er aus wie ein unterbezahlter Buchhalter und nicht wie ein Historiker, für den eine Stadt wie Paris die großen Schätze bereithielt.

Er gehörte zu denjenigen, die nicht auffielen, die man sah und trotzdem nicht wahrnahm, denn die Menschen hatten nur Augen für die Tollen, die Auffälligen, die sich entsprechend kleideten und auch so stark angeben konnten.

Stefan Audrin schaffte das nicht. Er stand im krassen Gegensatz zu den Junkies, die auf dem Boden hockten, vor sich hin starrten oder auf der Suche nach einem Opfer waren. Einer trug seine Gitarre im Arm wie eine Mutter ihr Baby. Er war spindeldürr, richtig ausgemergelt, und sein leerer Blick streifte über die Gleise hinweg.

Hinter ihm erhob sich eine Reklamewand, bemalt in grellen Farben. Sie zeigte einen weißgelben Sonnenball, der seine Strahlen auf einer ozeanblauen Wasserfläche verteilte, aus der raketenartig ein Stück Seife in den Himmel schoss und dem Benutzer auch den Himmel versprach, wenn dieser sich gerade auf diese besondere Seife verließ.

Das alles war für die Junkies nicht von Interesse. Sie hatten andere Sorgen, denn sie quälte der Gedanke, wie sie so schnell wie möglich an Geld für den nächsten Schuss kamen.

In der Metro-Station herrschte kein Hochbetrieb, aber es waren noch genügend Menschen vorhanden. Um diese Zeit hatte der Berufsverkehr eine Pause eingelegt. Erst in ein bis zwei Stunden würde wieder alles überquellen.

Audrin wartete auf die Bahn. Sie sollte ihn in den Pariser Norden bringen, in eines der hohen Häuser, wo Tausende von Menschen wohnten, die sich jeden Tag in die Metropole an der Seine hineinquälten, um dort ihrer Arbeit nachzugehen.

Er dachte an seine Forschungen, bemerkte die Junkies kaum und sah auch nicht den Schatten: einen langen, dunklen Streifen, der hinter ihm über die helle Reklamewand glitt. Die Junkies nahmen ihn auch nicht wahr, und der junge Mann direkt vor der Wand strich mit seinen Fingerkuppen über die Saiten der Gitarre, um einen Akkord anzuschlagen, der wie ein Geläut durch die Station hallte.

Ein Mädchen schob sich an Audrin heran. In das weißblond gefärbte Haar hatte die Kleine schwarze Samtschleifen gebunden. Ihre Gesichtshaut roch nach billigem Puder, und die Lippen zeigten ein nahezu grelles Rot.

Sie trug Kleidung aus billigem Lackleder. Rot das Oberteil, schwarz der Rock, der kaum die Schenkel bedeckte. Neben Stefan Audrin blieb sie stehen.

»He, Mann…«

Er drehte den Kopf.

Die Kleine, ungefähr siebzehn, lächelte zuckersüß. »Du siehst aus, als hättest du etwas für mich.«

»Was denn?«

»Kies, Schotter, Geld, money…«

Audrin runzelte die Stirn, holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Es tut mir Leid, Mädchen, aber ich habe nichts. Bin selbst pleite. Außerdem interessiert mich kein Geld.«

Der Mund blieb bei ihr offen vor Staunen. »Ehrlich?«

»Ja.«

»Was interessiert dich denn?«, fragte sie und grinste. Der Mann gefiel ihr auf eine besondere Art und Weise. Nicht dass er sie antörnte, er war irgendwie anders, das hatte sie gespürt.

Eine Bahn lief ein. Zischend, sehr laut. Audrin wollte einsteigen, aber die Weißblonde hielt ihn zurück.

»Nimm den nächsten Zug.«

Er war unsicher, das wurde er immer, wenn er mit fremden Menschen zusammenkam. Das überflüssige Zurechtrücken der Brille unterstrich dies. »Warum?«

»Ich will reden.«

»Bitte…«

»Oder wartet jemand auf dich?«

»Meine Arbeit.« Er musste laut sprechen, denn eine Gruppe von Kindern verließ die Bahn. Zwei Lehrerinnen konnten sie kaum bändigen.

»Kommst du nicht von der Arbeit?«

»Ich mache bei mir weiter.«

»Was denn?«

Audrin schaute dem Zug nach, der im Tunnel verschwand. Er hatte die Luft zum Fauchen gebracht.

»Ich bin Wissenschaftler, Historiker, wenn du es genau wissen willst.«

Die Weißblonde überlegte. Sie hatte das linke Bein angewinkelt und gegen das rechte gedrängt.

»Hat das nicht was mit Geschichte zu tun oder so?«

Audrin lächelte. »Genau.«

»Um was kümmerst du dich denn da?«

»Mehr Kirchengeschichte.«

»Ach wie langweilig.« Sie winkte ab. »Da war ja nichts los. Wenn du wenigstens die Schlachten…«

»Nein, das kann man so nicht sagen. In der Kirchengeschichte war schon etwas los. Es waren nicht alles Engel, die auf dem Heiligen Stuhl saßen. Die Verquickung von Geistlichkeit und den weltlichen Herrschern ist schon interessant.«

Sie hob die Schultern. »Okay, wenn man sich dafür interessiert. Mein Fall ist es nicht.«

»Was machst du denn?«

Das Mädchen starrte ihn an, dann lachte es. »Was ich mache? Das siehst du doch. Ich stehe hier herum, gammle und warte auf den nächsten Schuss, vorausgesetzt, ich bekomme die Knete. Das mache ich. Alles klar?«

Audrin überlegte, bevor er den Kopf schüttelte. »Du solltest dir selbst einen Gefallen tun und diesen Weg nicht gehen. Er führt geradewegs ins Verderben.«

»Ach, hör auf. Das sagen viele. Die sollen selbst mal in diese Scheiße reinrutschen. Ist doch keine Zukunft mehr! Was bietet man uns denn hier in Paris? Graue Vorstädte, Dreck, keine Perspektive. Wenn du das siehst und darüber nachdenkst, bleibt dir nur der Schuss.«

Audrin war nicht dieser Ansicht. Er dachte über die Worte nach und schaute nicht zurück. Deshalb konnte er auch den Schatten nicht sehen, der sich von der Plakatwand gelöst hatte und nun hauchdünn über den Boden hinwegstrich.

Einer der jungen Männer sprach das Mädchen an. »He, Kiki, was ist mit dir los?«

»Lass mich.«

»Hast du dir den Bürotrottel aufgerissen?«

»Leck mich.«

»Später, Süße.«

»Vielleicht kannst du den Sprung noch schaffen«, versuchte es Audrin wieder. »Wie sieht es mit deiner Schulbildung aus?«

»Nur die Hälfte.«

»Das ist in der Tat nicht viel.«

»Weiß ich auch, aber was willst du machen?«

»Starte noch einen Versuch. Setz dich wieder auf die Schulbank. Reiß dich zusammen. Versuche es von vorn. Ich finde, dass so etwas nicht schaden kann.«

»Nein, es ist…« Kiki schaute zu Boden den und winkte mit beiden Händen. »He, wo kommt der denn her?«

»Was?«

»Dieser Schatten!«

Auch Stefan Audrin sah jetzt hin und entdeckte den grauen Schatten, der aussah wie ein menschlicher Umriss, aber weder von ihm noch von dem Mädchen stammte.

»Das weiß ich auch nicht.«

»Mann, du bist doch schlau.« Sie kicherte, weil der Schatten wanderte und sich ein Ziel ausgesucht hatte.

Es war Stefan Audrin!

Der rührte sich nicht von der Stelle. Die Überraschung hatte ihn stumm und steif werden lassen. Er bekam nur mit, wie der Schatten plötzlich seine Füße erreichte, dort aber nicht abstoppte, sondern an ihm in die Höhe glitt. Und da spürte er ihn.

Er strahlte eine Kälte aus, mit der er nicht gerechnet hatte. Sie drang durch den Stoff des Mantels und der Hose. Sie strich wie Eis an seinen Beinen hoch, und erst als sie die Oberschenkel erreicht hatte, zuckte er zusammen.

Das fiel Kiki auf. »He, was hast du denn, Mann? Du - du siehst so komisch aus…«

»Mir ist kalt.«

»Wie?«
»Ich friere!«
Kiki senkte den Blick, hob den Kopf wieder und schaute sich den Historiker genau an.
Der war dabei, sich zu verändern.
Nicht vom Körper her, nein von der Haltung, vom Gesicht aus, denn er musste etwas spüren, das man nur mit dem Begriff Schmerzen umschreiben konnte.
Plötzlich empfand Kiki Mitleid. »He, was ist los mit dir? Was geschieht da?«
Audrin war der Schweiß auf die Stirn getreten. »Der Schatten!«, keuchte er. »Der ist über mich gekommen. Er - er zerdrückt mich, er will mich vernichten, zerquetschen, töten…«
Kiki lachte auf. »Du bist verrückt«, sagte sie und fasste den Mann an. Ihre Hand zuckte wieder zurück, denn sie hatte die Kälte gespürt.
Audrin brach der Schweiß aus. Er litt unter schrecklichen Qualen. Mit zwei kleinen Schritten taumelte er nach links und drückte dabei Kiki zur Seite.
Jetzt wurden auch die anderen Junkies aufmerksam. Aus großen Augen schauten sie zu, wie sich Stefan Audrin quälte. Er konnte sich nicht mehr normal bewegen, schaukelte mal nach rechts, dann wieder zur anderen Seite hin, fing sich, beugte sich plötzlich nach vorn und lief mit unverhältnismäßig schnellen, trippelnden Schritten auf die Wand zu. Zwei Junkies wichen ihm aus. Ihre Gesichter waren noch bleicher als sonst. Sie verstanden die Welt nicht mehr.
Audrin lief gegen die Reklametafel. Mit einem dumpfen Laut prallte er dagegen. Plötzlich rann Blut aus seiner Nase. Als er sich umdrehte, war sein Gesicht verschmiert.
Noch hielt er sich auf den Beinen. Die anderen starrten ihn aus entsetzten Gesichtern an. Er starrte zurück. Auch weitere Zuschauer hatten sich eingefunden, und einigen von ihnen war klar geworden, dass dieser Mann hier einen Todeskampf ausfocht. Seine Hände hatte er auf den Leib gepresst, über den der Schatten zog. Dunkelgrau und zitternd bewegte er sich, sodass er den anderen einschnürte.
Der Mund des Mannes stand offen, die Zunge hatte sich hervorgeschoben. Das Gesicht war blau angelaufen, und Kiki schrie mit schriller Stimme, was die anderen dachten.
»0 Mann, der stirbt!«
Noch konnte sich Audrin auf den Beinen halten, auch wenn er in den Knien eingeknickt war. Aus seinem Mund drang zischend der Atem. Dann wand er sich in krampfhaften Zuckungen, schrie laut auf, wobei sich der Schrei mit den fauchenden Geräuschen eines einfahrenden Zuges vermischte.
Auf einmal fiel er nach vorn. So hart und plötzlich, als hätte man ihm

die Beine weggezogen.

Bäuchlings blieb er liegen, ohne sich zu bewegen. Vom Ausgang her rannten die Gaffer herbei. »Ist der tot?«, quiekte eine dicke Madame, die einen Federhut trug.

Kiki war die Einzige, die sich bückte, um nachzuschauen. Sie wunderte sich selbst darüber, woher sie überhaupt den Mut nahm. Und sie rollte den Leblosen auf die Seite, schaute in seine Augen. Der leere, glasige Blick sagte ihr genug.

Kiki nickte. »Ja, er ist tot«, flüsterte sie.

Keiner hatte den Schatten gesehen, der sich so lautlos verzog, wie er erschienen war.

Es achtete auch keiner auf den Mann mit dem dunklen Hut, der nahe des Ausgangs stand. Mit einem zufriedenen Lächeln schritt er die Treppe hoch und trat hinaus in die lärmende Oberweit der Millionenstadt Paris…

***

»Wenn du hier nicht aufhörst herumzuschreien, schlag ich dir meinen Gummiknüppel in die Frisur, du kleine Nutte!« Der Flic stand drohend vor Kiki. Er war breitschultrig und passte in die Beschreibung, die oft genug von den Pariser Polizisten gegeben wurde. Man konnte sie nicht gerade als rücksichtsvoll bezeichnen. Sie gehörten zu den Typen, die lieber hart durchgriffen, als einen Schritt zurückzuweichen.

Kiki hatte ihn mit Schimpfworten bedacht, weil ihr keiner glauben wollte. Auch jetzt lag ihr wieder einiges auf der Zunge, das sie aber angesichts der Drohung verschluckte.

Die Polizisten hatten die unmittelbare Umgebung des Tatorts abgesperrt. Keinen ließen sie mehr durch. Natürlich befanden sich die Zeugen im inneren Kreis, was den Junkies überhaupt nicht passte, denn sie verhielten sich teilweise sehr aggressiv. Wenn man sie mitnahm, das wussten sie, würden sie vorerst nicht an den Stoff kommen.

Chef des Ganzen war Kommissar Balmain. In der Pariser Unterwelt bekannt und gefürchtet. Ein knochenharter Mann, der nicht so aussah. Er wirkte eher unscheinbar. Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem großen Regisseur Claude Chabrol war ihm nicht abzusprechen. Auch befand er sich im selben Alter. Das Haar war glatt nach hinten gekämmt und zeigte die Farbe von schmutzigem Eis. Vor den Augen funkelten dicke Brillengläser.

Wie so oft trug Balmain einen zerknitterten grauen Anzug, an dessen Jackett die Außentaschen abstanden, weil er die als Schlupfwinkel für seine Hände benutzte.

Er schaute in die Runde, sah der Mordkommission zu, wie deren Mitglieder den Tatort untersuchten und schimpften, weil sie die

Gegend hier unten so mies fanden.

Seine beiden Assistenten verhörten die Zeugen, wenigstens die, die ihnen der Kommissar zugewiesen hatte. Er selbst wollte mit den wichtigen Leuten sprechen. Da stand Kiki an erster Stelle!

Er tippte dem Flic auf die Schulter, der das Mädchen in die Enge gedrängt hatte. Als der herumfuhr, knurrte Balmain ihn an. »Mach es mal halblang, mein Junge.«

»Pardon, ich dachte…«

»Nicht denken, das können die Pferde besser. Die haben einen größeren Kopf.«

»Stimmt.«

Balmain schaute Kiki an. Sie blickte zurück, schaffte es nicht so lange wie der Kommissar, der sie praktisch auf der Stelle bannte. Schließlich schloss sie die Augen.

»Zigarette?«

Kiki blinzelte. In ihr Blickfeld schob sich eine Hand, die eine blaue Packung hielt. »Sind die Filterlosen. Ich nehme an, dass du sie gerne durchziehst.«

»Okay.«

»Ist zwar nicht gesund, aber immerhin besser, als Koks zu schnupfen.« Er gab ihr noch Feuer.

Kiki ging auf die Bemerkung nicht ein. Sie machte einen Lungenzug und ließ den Rauch durch ihre Nasenlöcher wieder ausströmen.

»Ganz schöner Mist, nicht wahr?«

»Klar, Monsieur.«

»Ich heiße übrigens Balmain.«

»Kann ich auch nichts für.«

Der Kommissar grinste zuckend.

»Du bist Kiki, scheinst hier aus der Rolle zu fallen.«

»Wieso?«

»Wie ich hörte, hast du dich mit dem Mann unterhalten. Du als Einzige. Finde ich gut.«

»War Zufall.«

»Was hat er denn gesagt?«

Kiki zog die Nase hoch. Sie fror plötzlich, weil sie wieder auf die Leiche geschaut hatte, die noch nicht in den Plastiksack gepackt worden war. Es war kaum vorstellbar für sie, dass sie noch vor kurzem mit ihm über seinen Job gesprochen hatte. Sie legte die Arme zusammen, als wollte sie sich selbst wärmen. Von der Zigarette fiel die Asche zu Boden. Sie blieb auf dem Schmier kleben.

»Ich warte.«

Kiki nickte. »Was soll das? Er hat nicht viel gesagt. Wir sprachen über seinen Beruf.«

»So?«

»Glauben Sie nicht, wie?« Ihre Stimme klang aggressiv. »Ihr Bullen denkt doch nur, dass wir uns übers Fixen unterhalten und wie wir am schnellsten zu Knete kommen.«

»Ist das so weit hergeholt?«

Sie winkte ab. »Mach mich nicht an, Bulle. Wir haben uns wirklich über den Beruf unterhalten.«

»Was war er denn?«

»Historiker.«

Balmain sagte nichts. Nur die Augen hinter den Brillengläsern bewegten sich. »Stimmt das auch?«

»Warum sollte ich lügen? Er erzählte mir, dass er sich mit der Kirchengeschichte beschäftigen würde. Das wäre seine Aufgabe, sein Job und so weiter.«

»Hat dich das denn interessiert?«

Sie trat die Zigarette aus und funkelte ihn wütend an. »Ja, Monsieur, das hat mich interessiert. Komisch, wie? Er - er hat interessant berichtet. Wenn der mein Lehrer gewesen wäre, würde ich sogar freiwillig die Schulbank drücken.«

»Gratuliere.«

»Weshalb?«

»Dass du noch nachdenkst. Ich würde es an deiner Stelle versuchen. Aber plötzlich war er tot, nicht?«

»Ja, verdammt, er war tot.«

»Aber nicht einfach so - oder?«

Kiki bekam große Augen. Ihr Gesicht hatte sich gerötet. Sie holte stockend Luft, hielt die Hände zu Fäusten geballt und erwiderte: »Nicht einfach so und trotzdem einfach so, wenn Sie verstehen. Es war mitten im Gespräch…«

Da sie nicht mehr weitersprach, forderte Balmain sie auf. »Los, ich höre!«

»Er krümmte sich.«

»Wie denn?«

Kiki machte es vor, ging zur Seite, lief auf die Wand zu, stoppte aber vor der Reklametafel und drehte sich um. »Haben Sie gesehen, Kommissar? So ist es geschehen.«

»Weiter.«

»Dann sackte er zusammen. Vor meinen Füßen fiel er ineinander. Das werden Sie nicht glauben, aber es ist so gewesen. Es war schrecklich, und ich habe noch etwas gesehen.«

»Den Mörder, wie?«

Der Spott verging Balmain sehr bald, denn Kiki antwortete mit einem sehr ernsten Nicken. »Genau, ich sah den Mörder. Ich habe seinen Killer wohl als Einzige zu Gesicht bekommen.« Sie kam auf Balmain zu in ihrem typischen Gang. Leicht in den Hüften schaukelnd, als

wollte sie auf Kundenfang gehen. »Er war kein Mensch, Kommissar. Der Killer war…«, sie legte eine Kunstpause ein, »… ein Schatten. Er war plötzlich da wie aus der Luft entstanden, und er umfing den Mann wie eine Fessel. So in etwa.« Sie drehte ihre Arme um den Körper, damit der Kommissar es sehen konnte.

Balmain sagte nichts. Er hatte gut zugehört und auch beobachtet. Das wiederum gefiel Kiki nicht.

»Sie sind wie alle. Sie glauben mir nicht. Ja, das sehe ich.«

»Woher willst du das wissen?«

»Sie blicken so komisch.«

Balmain lächelte. »Bon, ich gebe zu, dass es mir schwer fällt, dies zu glauben. Von einem killenden Schatten habe ich noch nichts gehört, obwohl ich schon lange in diesem Geschäft bin. Aber das ist einfach zu stark, Kiki.«

»Die Wahrheit ist immer stark.«

Balmain holte tief Luft. »Weißt du eigentlich, was der Arzt zu seiner Todesursache gesagt hat?«

»Nein, wieso?«

»Er sprach davon, dass der Mann letztendlich an einem Herzschlag starb, dass er gleichzeitig gequetscht wurde, dass man Spuren noch sieht. Und das alles soll ein Schatten getan haben?«

»So ist es!«

»Er blutete aus der Nase.«

»Klar, er rannte auch gegen die verdammte Plakatwand hinter uns. Das war ein Ding. Da konnte er sich noch halten. Sie können fragen, was Sie wollen, Monsieur Balmain, ich bleibe bei meiner Aussage. Ich habe ihr nichts hinzuzufügen, ich habe auch nichts weggelassen. Verstehen Sie? Da können Sie auch alle anderen fragen. Es war die Wahrheit.«

»Ja, ja, wir werden euch mit aufs Revier nehmen.«

»Warum das denn?«

Balmain hob die Schultern. »Personalien aufnehmen, Protokolle formulieren, sie unterschreiben lassen. Du siehst, der Job eines Kommissars sieht nicht so aus wie der eines Fernsehbullen!«

»Kann ich noch eine Zigarette haben?«

»Ja, hier.« Balmain gab ihr die Schachtel. Er trat dabei dicht an Kiki heran. »Mädchen, wenn du vernünftig bist, denke mal über die Worte von Audrin nach. Du bist noch verdammt jung, stehst erst am Anfang. Oder willst du dein Leben hier in Metroschächten verbringen? Das ist doch keine Perspektive.«

Sie wollte ihn schon anmeckern, einen scheinheiligen Bullen nennen, der heute das Zuckerbrot in der Hand hielt und morgen die Peitsche nahm. Seltsamerweise tat sie das nicht. Wenn sie ehrlich gegen sich war, hatte er ja Recht.

»Hängst du an der Nadel?«

»Nein.«

»Dann wird es leichter für dich sein. Wir reden noch darüber. Vielleicht kann ich was für dich tun.«

»Danke.« Kiki hauchte das Wort so leise, dass nur der Kommissar es hören konnte. Vor ihren Freunden hätte sie sich sonst blamiert gefühlt.

Balmain lächelte kurz, was bei ihm selten vorkam. Er drehte sich um, die Aufgabe wartete. Er war nicht nur hergekommen, um mit Kiki zu reden. Der Arzt schaute ihn an. Die beiden kannten sich schon lange. Und ebenso lange plagte sich der Weißkittel mit einem Schnupfen herum, den er nur in Südfrankreich, in der Provence, wegbekam. Doch er fand nicht die Zeit für eine Luftveränderung.

Dafür saß seine Frau dort.

»Na?«

»Ich kann dir nichts anderes sagen.« Er deutete auf den Toten. In der linken Hand hielt er seinen Koffer.

Balmain vertraute ihm. »Die Zeugin sagt, dass er von einem Schatten umgebracht wurde.«

Jetzt rieb der Arzt seine roten Augen. Er war übermüdet. »So? Hat sie das gesagt?«

»Ja.«

»Du glaubst ihr?«

»Komischerweise ja.«

»Dann lass dich pensionieren, Balmain. Das gibt es nicht. Ein Schatten kann nicht killen. Der gleitet über dich hinweg, das ist auch alles. Verstehst du?«

»Von der Physik her schon.«

»Was ist da anders?«

»Der Schatten.«

»Balmain, du bist ein Fantast.« Der Arzt klopfte ihm auf die Schulter. »Ich verschwinde jetzt, muss mich hinlegen, mir geht es nicht gut.« Er schnäuzte in sein großes Taschentuch.

Der Kommissar ließ ihn gehen und trat dabei dicht an den Toten heran. Soeben wurde der Reißverschluss des Plastiksacks mit einem harten Geräusch zugezogen. Das hatte immer etwas Endgültiges an sich, auch jetzt rann Balmain noch ein Schauer über den Rücken.

Ein Assistent kam. Mit seinen großen Augen glotzte er wie ein Uhu. »Gibt es noch Probleme, Kommissar?«

»Bei mir nicht.«

»Hier auch nicht.«

»Was sagen die anderen Zeugen?«

Der Uhu gab ein Geräusch von sich, was entfernt Ähnlichkeit mit einem Lachen auswies. »Die können Sie vergessen. Die haben nichts

gesehen. Für die ist der Mann einfach nur so gestorben. Wie jemand, der plötzlich Krämpfe bekommen hat.«

»Ja, Krämpfe…«

Der Assistent schaute irritiert. »Stimmt etwas nicht, Kommissar?«

»Nein, alles in Ordnung.«

»Dann können wir einpacken.«

»Genau, und die Junkies kommen mit aufs Revier. Protokolle und so, du weißt ja.«

»Bockmist. Die kotzen uns die Räume voll.«

»Nimms leicht, du warst auch mal jung.«

Darüber konnte der Assi nicht einmal lächeln. Balmain wandte sich ab. Er schaute zu Kiki hin, die wie verloren dastand, abseits ihrer Freunde. Wahrscheinlich war sie ausgestoßen worden, weil sie zu lange und nicht aggressiv mit dem »Bullen« geredet hatte. So etwas nahm man in manchen Kreisen übel. Er überlegte noch, ob er sie in seinem Wagen mitnehmen sollte, als einer der Männer ihn anrief.

»Kommissar, da bewegt sich was!«

Balmain schloss für einen Moment die Augen. Er hatte die Stimme erkannt, er mochte den Sprecher nicht. Ohne sich umzudrehen, gab er die Antwort. »Dann halten Sie es auf.«

»Nein, Kommissar. Es bewegt sich im Sack!«

Balmain schluckte. Er lief rot an. Die anderen kamen näher. Der Assi stand neben dem dunklen Plastiksack, dessen Oberfläche glänzte, als wäre sie mit Öl eingerieben worden. In der Mitte teilte ein Reißverschluss ihn in zwei Hälften.

Und dort beulte sich das Material auf!

Keiner begriff es, auch Balmain nicht. Es wagte auch keiner, etwas zu sagen. Sie umstanden den Sack, schauten zu, und ihre Gesichter verloren auch die Restfarbe.

Der Arzt war verschwunden. Balmain ärgerte sich darüber. Andere Zuschauer waren schon aufmerksam geworden und glotzten, auch die Junkies. Balmain sorgte dafür, dass der Kreis um den Sack dichter gezogen wurde. Die Bewegungen aber blieben, und jetzt hörten die Männer sogar ein leises Kratzen.

»Das ist Wahnsinn…«

Balmain war der Chef. Er wusste es, und er verfluchte sich in diesem Moment dafür. In diesem Augenblick hatte er den Verdacht, dass Kiki Recht haben könnte. Er suchte sie, fand ihren Blick, sah die erschreckten Augen und auch ihr Nicken.

Balmain holte schnaufend Luft. Jeder erwartete von ihm eine Entscheidung, um die er sich nicht drückte. »Wir werden den Sack öffnen. Pitrelle, machen Sie es.«

Es war der Assi, den Balmain nicht mochte, und der fing an zu schlucken.

»Na los, Pitrelle!«
»Sofort, Kommissar.«
Pitrelle bückte sich. Seine Finger zitterten, als er nach dem Verschluss fasste.
Balmain dachte daran, wie es möglich gewesen war, dass sich der Arzt geirrt haben könnte.
Pitrelle zog den Reißverschluss auf. Im Augenblick lief kein Zug ein, es war verhältnismäßig still.
Ein jeder der Umstehenden konnte das Geräusch hören.
Die beiden Hälften gingen auseinander, eine Lücke entstand.
Wie eine Lanze schoss die Klaue aus der Lücke hervor. Bleich, griffbereit und zupackend.
Wie eine Fessel umklammerte sie den Hals des völlig überraschten Pitrelle…

***

Die Szene fror ein!
Sie war einfach zu schrecklich, um wahr zu sein. Das Grauen hatte Gestalt angenommen. Die tief im Menschen verborgenen Albträume hatten sich realisiert. Ein Toter lebte. Er war möglicherweise zu einem Untoten, einem Zombie, geworden.
Der Schrecken war greif- und spürbar. Besonders für Pitrelle, an dessen Hals sich die Klaue festhielt, ihm die Luft abdrückte und ihn würgte, sodass seine Augen hervortraten.
Sekunden wurden für ihn zu Ewigkeiten, die der Tote nutzte und seinen Oberkörper anhob.
Der Kopf erschien, der Körper, das bleiche Gesicht, die schrecklich verzerrten Züge.
Balmain griff zu. Alle anderen waren erstarrt. Er packte die Schultern seines Assistenten und zerrte ihn zurück. Die Klaue hielt fest, wollte nicht loslassen, und Pitrelle schrie auf, als er doch Luft bekam. Zwischen den Fingern der Klaue klebte noch Haut von seinem Hals, vermischt mit Blut.
Ein Flic rannte weg, weil er es nicht länger mit ansehen konnte. Die anderen blieben und schauten zu, wie sich der Tote schwerfällig auf die Seite drehte, weil er nicht länger in seinem Gefängnis bleiben wollte. Er drückte die Arme vor, stemmte sich ab und schaffte es sogar, auf die Füße zu kommen.
Er war der Einzige, der sich bewegte. Die anderen waren noch vor Schreck erstarrt.
Balmain spürte, dass er gefordert war. Er sah das Geschehen als seine persönliche Sache an, und er wollte diesen lebenden Leichnam stoppen.
»Weg!«, fuhr er die anderen an und griff unter sein Jackett, wo die

Dienstpistole steckte.

Es war lange her, dass er zuletzt geschossen hatte. Wenn er erschien, war meist alles vorbei. Hier aber musste er feuern, und er wartete darauf, dass der lebende Tote ihm die Chance gab und sich umdrehte, was er auch tat.

Die anderen Beamten waren so weit zurückgegangen, dass sie ihm freie Schussbahn geschaffen hatten.

Noch stand der Zombie ruhig, parallel zum Bahnsteig. Er hatte die Arme ausgebreitet. Äußerlich war keine Wunde an seinem Körper zu entdecken. Die Augen hatten noch immer den gläsernen Blick, der Mantel umwehte den Körper wie ein Lappen.

Dann ging er einen Schritt.

Balmain visierte und schoss.

Die Kugel traf in Brusthöhe den Körper. Sie schüttelte den Zombie durch, der sich drehte, in die Knie sackte, einen Arm ausstreckte und seine Hand als Stütze benutzte.

Er fiel nicht.

Wieder kam er hoch.

»Das ist doch irre!«, keuchte Balmain und feuerte erneut.

Die Kugel saus. Sie schleuderte den Untoten herum. Genau auf einen Flic zu, der nicht weit genug entfernt stand.

Die lebende Leiche hätte den Flic fast von den Beinen gerissen. Bevor die Hände nach seiner Kehle fassen konnten, rammte er ein Bein hoch und wühlte das Knie in den Körper der Gestalt.

Der Gegenschwung schleuderte die Leiche zurück. Sie blieb auf den Beinen, torkelte nur und stolperte genau in die dritte Kugel hinein, die Balmain abschoss.

Gleichzeitig näherte sich aus dem Tunnelloch ein Zug. Er raste heran, brachte einen Windschwall mit und wurde schnell langsamer.

Der Zombie schwankte noch immer und näherte sich unaufhaltsam der Bahnsteigkante.

Es kam, wie es kommen musste.

Der Zombie ging weiter Richtung Bahnsteigkante, stürzte auf den Gleiskörper, und einen Augenblick später rollte der stählerne Lindwurm über den Körper hinweg. Was da zurückblieb, passte in eine Handtasche.

Kommissar Balmain ließ die Waffe sinken. Er kam sich vor wie in einem Glaskäfig. Seine Haltung wirkte eingefroren, nur die Augen bewegten sich.

Er hörte die Schreie, sie kümmerten ihn nicht. Er fühlte sich allein und er steckte die Waffe ein, ohne es zu merken.

Dann ging er weg. Auf einer Wartebank ließ er sich nieder und bemerkte nicht einmal, dass Kiki neben ihm Platz nahm und ihre Hand auf seine Schulter legte.

Junkies und Polizisten verstanden die Welt nicht mehr, als sie die Szene sahen…

***

Seit drei Tagen befanden wir uns wieder in London, gewissermaßen im Sommerloch, denn es hatte sich nichts getan. Nur im Süden waren über Nacht wieder die nicht erklärbaren Phänomene erschienen, die haarfein geschnittenen Figuren in den Kornfeldern, deren Herkunft sich bisher niemand erklären konnte. Wissenschaftler wollten sich des Phänomens annehmen, was Suko und mich nicht weiter kümmerte, wir hatten andere Sorgen, obwohl wir im Büro hockten.

Drei Tage lag der letzte Fall zurück, der uns von Leipzig ins tiefe Ungarn zum Teufels-Denkmal geführt hatte, wo Vincent van Akkeren mit seinem Leitdämon Baphomet eins geworden und schlagartig verschwunden war.

Aber sein Helfer lebte noch. Der hieß Hoffmann, war ein Deutscher aus Leipzig, der seine Seele an den Höllenfürsten verkauft hatte. Dafür war ihm eine Belohnung zuteil geworden, denn Hoffmann schaffte es wohl als einziger Mensch, sich von seinem eigenen Schatten zu lösen und diesen selbständig agieren zu lassen. Das heißt, er gab ihm die Befehle, und der Schatten killte.

Das war auch einem Mann wie van Akkeren nicht verborgen geblieben. Er war nach Leipzig gekommen, hatte Kontakt mit Hoffmann aufgenommen und diesen auf seine Seite gezogen. Er musste ihm von den Templern berichtet haben, die in zwei Gruppen geteilt worden waren. Eine diente Baphomet, die andere bekämpfte ihn.

Sie war van Akkerens erklärter Feind, und sie wollte er ausmerzen. Da kam ihm Hoffmann gerade recht. Er konnte seinen Schatten schicken und die Templer der Reihe nach töten, ohne dass ihm jemals etwas nachzuweisen gewesen wäre.

Und der Schatten hatte gemordet. Er brachte die Menschen um, entließ sie aber kurze Zeit später wieder als Zombies zurück ins Leben, wo sie als Mordmaschinen umherirrten.

Suko und mir war es gelungen, großes Unheil zu verhindern, doch wir hatten es nicht geschafft, Hoffmann selbst aus dem Verkehr zu ziehen, und wir mussten einfach davon ausgehen, dass er seiner ursprünglichen Aufgabe nicht abgeschworen hatte und auch weiterhin gegen die Templer vorgehen würde.

Es bestand also eine große Gefahr für Abbé Bloch und seine Freunde. Sie lebten in Alet-les-Bains, im Süden Frankreichs, in Sichtweite der Pyrenäen, und wir hatten bereits mit dem Abbé telefoniert und ihn vorgewarnt.

Der hatte noch nichts von Hoffmann gehört und riet uns, zunächst

noch in London zu bleiben. Sollte sich jedoch etwas tun, würde er uns sofort Bescheid geben.

Suko und ich befürchteten, dass der Abbé die Sache zu sehr auf die leichte Schulter nahm, aber wir waren nicht seine Ammen. Zudem brachte es auch nichts, wenn wir nach Frankreich fuhren und in dem Ort darauf warteten, dass sich Hoffmann zeigte.

Über sämtliche Vorgänge war unser Chef, Sir James Powell, natürlich informiert worden und hatte uns seinen Segen gegeben.

Am meisten hatte ich während der letzten Tage den Kaffee unserer Sekretärin Glenda Perkins vermisst. Sie war für eine Woche in Urlaub gegangen und in die Nähe von Brighton gefahren, wo sie am Strand liegen und sich ausruhen wollte.

Eine Karte hatten wir auch bekommen und einen Anruf. Glenda hatte mich gefragt, ob ich zum Wochenende nicht nachkommen wollte. Eine konkrete Antwort hatte sie von mir nicht erhalten. Ich wollte erst mal das Wetter abwarten, worüber Glenda sauer war, denn sie sprach davon, dass man die Tage auch anders verbringen könnte, als sich nur in der Sonne zu aalen.

Wir hatten Freitag, und es war mir noch immer nicht eingefallen, was ich tun sollte.

Suko sprach mich mehrmals darauf an, immer wieder spöttisch, und erklärte auch hoch und heilig, dass er Janes Collins von meinem Ausflug nichts verraten würde.

Ich drohte ihm. »Hör auf! Wer so redet, der meint genau das Gegenteil.«

»Niemals, John.«

»Ich kenne dich.«

Der Mittag kam, wir verspürten beide Hunger und überlegten, ob wir in die Kantine im Yard Building oder zu unserem Stamm-Italiener gehen sollten.

Die Kantine war billiger, der Italiener besser.

Suko bestand auf dem Italiener. Ich war einverstanden und hörte seine Frage: »Wer zahlt denn?«

»Jeder für sich.«

Er verdrehte die Augen. »Warst du mir nicht noch ein Essen schuldig, Alter?«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Aber ich.«

»Wann soll das denn gewesen sein?«

»Wenn mich nicht alles täuscht…«

Mein Freund hatte Glück, weil das Klingeln des Telefons ihm den Rest der Antwort abnahm. Da Suko etwas weiter wegsaß und ich die längeren Arme hatte, hob ich ab.

Es war der Abbé. Kaum hatte ich seine Stimme gehört, durchschoss

mich ein Adrenalinstoß. Ich spürte es heiß in mir hochsteigen.
»Was ist denn los, Abbé?«
»Du hattest Recht mit Hoffmann, John.«
»Hat er sich gezeigt?«
»Das nicht, aber er hat seine Spuren hinterlassen.«
»Wo und wie?«
»Nicht bei uns, in Paris.«
In den folgenden Minuten erfuhr ich eine fast unwahrscheinlich klingende Geschichte, die ich dem Abbé durchaus abnahm, denn so hatten wir ebenfalls die lebenden Leichen erlebt.
»Warum in aller Welt schlägt er in Paris zu?«
»Nun ja, John, zunächst ist es ja nicht hundertprozentig sicher, dass es Hoffmann war. Ich habe es nur aus zweiter Hand gehört, aber das Opfer, Stefan Audrin, war ein Templer. Er gehörte zu uns. Er war Historiker, und du weißt selbst, John, dass es gerade um den Templer-Orden noch so viele Rätsel gibt, dass man Bücher darüber schreiben könnte. Audrin suchte in Paris nach Unterlagen, was die Vergangenheit des Ordens angeht. Und da hat es ihn erwischt.«
»Warum gerade ihn?«
»Ich weiß es nicht.«
»War er denn so wichtig?«
Der Abbé überlegte, bevor er seine Antwort gab. »Für die Forschung schon, aber für Hoffmann…«
»Womit hat er sich beschäftigt?«
»Nun«, hörte ich die ferne Stimme aus Frankreich. »Er hatte kein spezielles Gebiet. Er war einfach allgemein an der Vergangenheit des Ordens interessiert.«
»Aber etwas muss ihn für den Killer wichtig gemacht haben.«
»In der Tat.«
Ich räusperte mich. »Okay, Abbé, damit steht unser Weekend-Trip fest. Wir werden nach Paris fahren und dort versuchen, die Spur des Schattenkillers aufzunehmen. Wenn wir dort sind, sage ich dir Bescheid, wo ihr uns erreichen könnt.«
»Das ist gut.«
»Gibt es sonst noch etwas, was wir wissen müssten?«
»Nein, John. Audrin hat sich bei uns lange nicht mehr gemeldet. Es kann sein, dass er auf eine bestimmte Spur gestoßen ist. Du weißt ja, dass Paris mittlerweile zu einem Eckpfeiler geworden ist, was unseren Orden angeht.«
»Ja, das stimmt.« Ich brauchte nur an die zahlreichen Fälle zu denken, die uns in die Stadt an der Seine geführt hatten. Über die Jahre hinweg war sie beinahe zu einer zweiten Heimat für uns geworden.
»Dann wünsche ich euch viel Glück.«

»Merci.« Ich sprach schon französisch. »Und haltet trotzdem die Augen auf.«

»Machen wir.«

Der Abbé konnte seine Augen leider nicht aufhalten, denn er war blind. Eine Maske war vor seinem Gesicht geschmolzen und das flüssige Metall hatte ihm das Augenlicht geraubt.

Ich schaute Suko an, der mitgehört hatte. Er legte den Zweithörer zur Seite und grinste mich über den Schreibtisch hinweg an. »See you later, Brighton.«

Ich hob die Schultern. »Dann wird Glenda das Wochenende wohl allein verbringen müssen.«

»Ich hätte auch auf deine Gesellschaft verzichtet.«

»Danke, ich habe verstanden.« Mit einem Ruck stand ich auf, steckte wieder voll Power.

»Wo willst du hin?«

An der Tür drehte ich mich um.

»Zum Alten. Er soll schließlich seinen Segen geben.«

»Wie immer«, stöhnte Suko, stand ebenfalls auf und kam hinter mir her.

Paris wartete. Paris im Sommer, in der Hochsaison, dazu noch an einem Wochenende.

Menschen würden sich auf den Straßen herumtreiben, in Cafés und Bistros strömen, wo sie die überhöhten Preise zahlten. Dazwischen eventuell die lebenden Leichen.

Verdammt, es sah nicht gut aus, wirklich nicht…

***

Paris im Juni!

Sommer, Menschen auf den Straßen, Touristen, Einheimische, volle Restaurants und Cafés, jedoch die Sonne schien nicht. Dafür lag ein grauer Himmel über der Metropole, und die Luft war schwer.

Der verflixte Südwind hatte die Schwüle über das Land geweht, man schwitzte schneller, als man es aussprechen konnte.

Paris kochte und litt unter den zahlreichen Abgasen.

Wir hockten zusammen mit einem gewissen Kommissar Balmain in dessen Büro. Der Kollege erinnerte mich an den Regisseur Claude Chabrol. Das wusste er auch und hatte bei der Ankunft gesagt:

»Fragen Sie mich nicht, ob ich mit dem großen Meister des Kinos verwandt bin.«

»Sind Sie es denn?«, grinste Suko. »Nein, zum Teufel!«

Wir saßen ihm gegenüber. Unter der Decke drehte sich ein müder Ventilator. Seine einstmals gelben Kunststoffblätter zeigten ein dunkles Muster aus toten Fliegen.

Es war laut. Das Fenster war gekippt. Der Verkehrslärm drang in das

Büro. Nicht nur er störte.
Auch die lauten Stimmen draußen vom Gang machten uns zu schaffen.
Balmain kümmerte das nicht. Er hatte sich daran gewöhnt, auch an die beiden vollen Aschenbecher auf dem Schreibtisch. Das Möbel glich einem Schnitzwerk. Da mussten schon Generationen von Polizisten ihren Frust abgelassen haben.
Akten lagen vor ihm. Er schlug mit der flachen Hand darauf. »Wollen Sie die lesen?«
»Bestimmt nicht.«
Der Kollege nickte. »Habe ich mir gedacht. Sie sind keine Aktentypen.« Er griff zur nächsten Schwarzen, pustete den Rauch gegen den Ventilator und grinste schief. »Gehört haben wir hier in Paris schon von euch. So manches Mal habt ihr eure Spuren hinterlassen. Hat dieser neue Fall denn was mit den anderen zu tun?«
»Höchstens indirekt«, sagte Suko.
»Wie das?«
»Templer.«
Der Kommissar nahm seine Schwarze aus dem Mund und schaute gegen die Glut. »Dagegen bin ich allergisch.«
»Weshalb?«
»Weiß ich auch nicht. Ich mag sie einfach nicht. Aber das ist Privatsache.«
Die Tür wurde von einem jungen Mädchen aufgestoßen. Es war schlank, miniberockt und dekolletiert, dass einem der Atem wegblieb. Das schwarze Haar hatte sie hochgesteckt.
»Der Kaffee.«
Sie stellte das Tablett ab. Ich schaute in die Tassen und in den Ausschnitt zugleich. Das ergab sich zwangsläufig.
Balmain räusperte sich. »Wenn Sie es genau wissen wollen, Kollege, Monique ist nahtlos braun.«
Die Kleine richtete sich wieder auf. »Aber Kommissar, woher wollen Sie das wissen?«
»Dafür habe ich einen Blick.«
»Dann blicken Sie mal weiter.« Sie verschwand mit wackelndem Hinterteil. Der Kaffee sah aus wie Gift. Ich probierte ihn und verzog den Mund.
»Zu stark?«
»Und wie.«
Balmain hob die Schultern. »Das ist hier so üblich.« Er schlürfte ihn. Suko rührte seine Tasse nicht an.
Balmain kam auf den Fall zu sprechen. Auf der Fahrt hatte er uns schon informiert, er wusste jetzt auch über Hoffmann Bescheid, hatte es allerdings abgelehnt, eine Fahndung nach ihm einzuleiten, denn in

Paris liefen derartig viele schräge Typen herum, dass Hoffmann zwischen all den bunten Vögeln nicht auffallen würde.

»Welche Spur gibt es sonst noch?«

Der Kommissar schaute mich aus halb gesenkten Augenlidern her an. »Der Tote.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ersparen Sie mir seinen Anblick…«

»Das meine ich nicht. Ich halte sein ehemaliges Leben für interessant und habe auch Nachforschungen angestellt.« Er blätterte in den Akten. Dabei leckte er vor dem Umblättern stets über seine nikotingelbe Zeigefingerspitze. »Der war tatsächlich Wissenschaftler.«

»An der Sorbonne?«

»Nein, Sinclair, nicht an der Uni. Ein Privatgelehrter, der in einem Hochhaus im Norden der Stadt lebte. Zwei Zimmer, klein, vollgestopft mit Büchern. Wir haben uns dort lange genug umgeschaut und nichts gefunden. Es muss ihn erwischt haben wie der Schlag aus heiterem Himmel. Ich sehe noch kein Motiv.«

»Er war Templer«, warf Suko ein. »Das sollten Sie nicht vergessen, Kommissar.«

»Ja, stimmt.« Balmain winkte ab. »Schon wieder dieser Ärger mit der Gruppe.«

»Kennen Sie denn noch mehr Templer?«

Balmain schnaubte, bevor er den Zigarettenstummel in den übervollen Ascher stampfte. »So fragt man Leute aus.«

»Ich wollte nur eine Antwort.«

Der Kommissar nickte. »Ich weiß nicht, ob Sie sich in der Stadt gut auskennen, aber mitten im Herzen von Paris gibt es einen Trödlermarkt, ein bestimmtes Viertel, das den Namen Carreau du Temple trägt. Den Grund für diesen Namen kennt heute kaum jemand. Er muss mit der damaligen Templer-Vernichtung zu tun gehabt haben, als auf der Ile de la Cité die Anführer umkamen.«

»Paris war ein Hauptquartier des Ordens.«

»Sie wissen Bescheid.«

»Das bringt der Job mit sich.«

Balmain nickte. »Glaube ich auch, Kollege. Ich glaube Ihnen alles, aber ich habe mich auch nicht auf die faule Haut gelegt, sondern einige Nachforschungen angestellt.«

»Welcher Art?«

»Man kannte Stefan Audrin.«

»Wo, auf dem Trödelmarkt?«

»Ja, wir haben uns dort erkundigt. Er war ein Mensch, der nach Büchern suchte, nach alten Schriften, nach Überbleibseln aus der Hochblüte des Ordens.«

»Wie war er bei den Leuten angesehen?«

Balmain hob die Schultern. »Das ist schwer zu sagen. Die Trödler

sind ein Volk für sich. Audrin wurde akzeptiert. Man sah in ihm den verschrobenen Historiker mit zwei linken Händen, der sich nur für seine Bücher und Forschungen interessierte.«

»Hat er denn was gefunden?«

»Da bin ich überfragt, das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. So tief sind auch unsere Befragungen nicht gedrungen.« Er legte die Hände übereinander. »Wissen Sie, dieser Tat stehe ich irgendwo beziehungslos gegenüber. Ich habe dreimal auf den lebenden Toten geschossen, er ging trotzdem weiter. So etwas ist nicht gut. Das geht unter die Haut. Da war ich von den Socken.«

Balmain klopfte eine neue Zigarette aus der Packung und verschlechterte die Luft noch mehr. »Ich bin es gewohnt, gegen normale Menschen zu ermitteln und nicht gegen lebende Tote, die ich bisher nicht einmal aus dem Kino kannte. Wäre der Zombie nicht vor den einfahrenden Zug gefallen, ich weiß nicht, was dann noch alles passiert wäre. Der hätte ja durchgedreht.«

»Er ist schwer zu stoppen«, gab Suko zu.

»Können Sie das denn?«

»Ja, wir besitzen die entsprechenden Waffen. Geweihte Silberkugeln.«

Balmain staunte. Er vergaß sogar, an seinem Glimmstängel zu ziehen. »Sonst muss man die laufen lassen?«

»Man kann auch versuchen, zwischen die Augen zu schießen. Bei gewissen Zombies reicht das«, sagte Suko.

»Oder Sie schlagen ihnen den Schädel ab!«, fügte ich noch hinzu.

Der Kollege geriet ins Schwitzen. Er fuhr mit der Hand an seinem Hals entlang. »Das ist nicht gerade eine Unterhaltung für den Kaffeeklatsch«, murmelte er.

»Stimmt.«

Balmain rauchte wieder. »Ach ja«, sagte er. »Eine Spur hätte ich da noch.«

»Welche?«

»Ein junges Mädchen. Es heißt Kiki. So ein Metro-Gruftie. Sie und ihre Freunde treiben sich in den Stationen herum und überlegen den ganzen Tag, wo sie das Geld für einen neuen Schuss hernehmen sollen. Die Kleine hat zuvor mit Audrin gesprochen.«

»Kannte sie ihn?«

»Nein, sie lernten sich zufällig auf dem Bahnsteig kennen und haben geredet.«

»Könnte diese Kiki denn mehr wissen?«

Balmains Blick verlor sich. »Was soll ich dazu sagen? Auch ich habe mit ihr gesprochen. Ich weiß es auch nicht, aber irgendwie tat sie mir Leid. Ich habe instinktiv gespürt, dass sie doch sehr unsicher ist. Klar, mit siebzehn ist man noch nicht erwachsen. Vielleicht hört sie damit

auf, Drogen zu nehmen. Ich würde ihr helfen.« Er winkte ab. »Aber das ist eine andere Geschichte.«

Wir waren von unserem Kollegen positiv überrascht. Wir hätten nicht gedacht, dass unter der rauen Schale ein derartig weicher Kern steckte.

»Hat es Sinn, mit ihr zu reden?«, fragte ich.

Er hob die Schultern. »Das müssen Sie entscheiden. Für uns alle ist doch wichtig, dass wir diesen Hoffmann finden, von dem Sie mir berichtet haben. Einen Mann, der es tatsächlich schafft, seinen Schatten vom Körper zu lösen. Auch dann, wenn er nicht vorhanden sein kann und die Sonne nicht scheint.«

»Stimmt.«

Balmain war ehrlich. »Hätten Sie mir das in der vorigen Woche erzählt, ich hätte Sie für verrückt erklären lassen. Heute denke ich anders darüber.«

Suko kam noch einmal auf die Templer zu sprechen. »Da Sie sich mit dem Orden beschäftigt haben, können Sie uns ungefähr sagen, wie viele Templer es in Paris wohl gibt?«

»Nein.«

»Auch nicht ungefähr?«

»Ich lasse mich nicht festlegen, Freunde. Auf keinen Fall tue ich das.«

»All right, schon verstanden.«

»Ihrem Chef wurde zugesagt, dass Sie von uns jegliche Unterstützung bekommen. Brauchen Sie die?«

»Im Moment wohl nicht.«

»Dann werden Sie zu zweit auf Pirsch gehen?«

»Das hatten wir vor.«

»Wo fangen Sie an?« Der Kommissar blickte sehr gespannt.

Ich lächelte schmal. »Haben Sie uns nicht den Tipp mit dem Carreau du Temple gegeben?«

»Ja, das war ich.«

»Dann werden wir uns dort umsehen. Kann ja sein, dass man einen alten Bekannten trifft.«

»Was ist mit Kiki?«

»Wenn sie nicht mehr weiß, wenden wir sie nicht belästigen. Das wird auch in ihrem Sinne sein. Weshalb fragen Sie? Was treibt Sie, immer von ihr anzufangen?«

Der Kollege schaute uns schief an. »Soll ich ehrlich sein?«

»Darum bitten wir.«

»Es ist einfach das Gefühl oder die Summe der Erfahrungen einer langen Dienstzeit. Ich weiß nicht, wie lange der Schatten schon in der U-Bahn gelauert hat, aber Kiki hat mit Audrin gesprochen. Vielleicht nimmt dieser Hoffmann an, dass er ihr irgendetwas gesagt hat, was für die andere Seite gefährlich werden könnte. Und Zeugen kann auch ein

Killer aus dem Jenseits nicht gebrauchen. Ich hatte Kiki geraten, sich bei mir zu melden. Das tat sie nicht. Jetzt befürchte ich, dass ihr der Killer auf den Fersen ist oder es schon geschafft hat, an sie heranzukommen und aus ihr das Gleiche machte wie aus Audrin.«

»Wo wohnt sie denn?«

»Wenn ich das wüsste. Jedenfalls hat sie keinen festen Wohnsitz angegeben. Sie und ihre Freunde leben auf der Straße oder in der Metro.«

Ich nickte und schaute dann auf Suko. »Hast du noch eine Frage, Partner?«

»Nein.«

Wir standen gemeinsam auf. »Okay, dann werden wir uns in diesem Viertel mal umschauen«, sagte ich.

Balmain nickte. »Meine Telefonnummer haben Sie?«

»Beide, auch die private.«

Er winkte ab. »Seit mein Ehegespons es vorgezogen hat, Paris zu verlassen, bin ich fast Tag und Nacht hier im Bau. Er ist zu meinem zweiten Zuhause geworden.« Nach diesem Satz nieste und schnupfte er kräftig. »Das habe ich mir hier auch eingefangen. Ich sollte aufs Land ziehen, wie mir der Arzt riet.«

»Und warum tun Sie es nicht?«, fragte Suko.

»Weil Paris wie ein Leim ist, Inspektor. Da bleibst du kleben, wenn du einmal mit beiden Beinen hineingetreten bist. Ist das Grund genug, mes amis?«

»Ich glaube schon.«

Nach einem kräftigen Händeschütteln verließen wir den Bau, um uns in den Trubel der Riesenstadt zustürzen. Wir kamen uns dabei vor wie Menschen, die an einem großen Strand versuchten, ein bestimmtes Sandkorn zu finden…

***

Seit dem Verschwinden seines Mentors Vincent van Akkeren war Hoffmann auf sich allein gestellt.

Bevor er aus Ungarn geflüchtet war, hatte er Pläne mit van Akkeren geschmiedet. Es ging um die Vernichtung bestimmter Templer, um dem Dämon Baphomet den Weg frei zu machen.

Van Akkeren hatte ihn natürlich mit Informationen versorgt. So wusste Hoffmann, dass die Templer auf der gesamten Welt zu finden waren. Auf viele Länder verteilt, und das wiederum beschränkte sich nicht nur auf Europa, man fand sie auch in Übersee. Die Staaten waren ebenfalls von Templern durchsetzt.

Nicht alle standen auf der Seite Baphomets. Das wiederum ärgerte ihn. Um freie Bahn zu haben, mussten die positiven Templer ausgeschaltet werden.

Hoffmann sollte es tun.

Allein kam er sich ziemlich verloren vor. Der Plan war gewesen, zusammen mit Vincent van Akkeren nach Alet-les-Bains zu gehen und dort aufzuräumen, aber er wusste auch von Templern, die sich in Paris eine Heimat gesucht hatten, und für ihn war es wesentlich einfacher gewesen, von Ungarn aus nach Paris zu gelangen als in den kleinen Ort Alet-les-Bains. In der Millionenstadt an der Seine wollte er seine grausamen Akzente setzen und eine Leichenspur hinterlassen. Zombies sollten entstehen und Jagd auf die Templer machen.

Er hatte zuerst vorgesehen gehabt, sich nur an die Templer zu halten. Davon war er abgegangen, er brauchte Helfer. Sein Plan war teuflisch, und er hatte sich erfüllt.

Hoffmann fiel in der Riesenstadt tatsächlich nicht auf, trotz seiner ungewöhnlichen Kleidung. Doch es gab noch genügend andere Menschen, die mit dunklen, breitkrempigen Hüten auf den Köpfen herumliefen, sodass man ihm kaum einen Blick gönnte.

Sein Ziel lag in einem der Viertel, die sich im Zentrum befanden.

Mit alten Häusern, die nicht oder kaum renoviert wurden. Nur innen hatten die Besitzer aus einer Wohnung drei gemacht. Dementsprechend klein waren auch die Zimmer.

Wer in dieser Gegend wohnte, der lebte gleichzeitig von der Hand in den Mund und besaß wenig Geld. Miese Buden, aber hohe Mieten, so konnte man es bezeichnen. Auf die alten Fassaden hatten die Menschen Parolen geschmiert, und die Texte waren nicht gerade freundlich, was die Besitzer der Häuser anging.

Man hatte sich den Frust von den Seelen gesprayt. Dennoch wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen. Es gab Leute, die von einer Überbevölkerung sprachen, aber diejenigen, die aus den Ländern der Dritten Welt gekommen waren, wollten trotzdem nicht wieder zurück, weil es ihnen in Paris besser ging, obwohl sie meist keine feste Arbeit hatten und ihr Geld als Tagelöhner auf den Märkten verdienten.

Hoffmann, der aus Leipzig kam, hatte sich zunächst an die Unruhe gewöhnen müssen. Der ungarische Schock war verdaut, er agierte ohne seinen Helfer im Untergrund, doch er hatte es geschafft, sich rasch zurechtzufinden.

Einmal war es hart an der Grenze gewesen. Zwei magere Junkies hatten ihn ausnehmen wollen.

Hoffmann hatte seinen Schatten nicht einzusetzen brauchen. Es war ihm gelungen, sich die Kerle auch so vom Leib zu halten.

Wenn die Sonne über Paris strahlte, bekam die Stadt ein ganz anderes Gesicht. Die Straße, in die er sich hineinschob, war nicht mehr als eine Gasse. Unwahrscheinlich eng, sodass sie auch bei Sonnenlicht düster wirkte. Sie konnte nur aus einer Richtung durchfahren werden. Da parkende Wagen den Weg noch mehr

verengten, hatte Hoffmann große Mühe, überhaupt weiterzukommen.

Er schwitzte. Die Luft stand zwischen den Fassaden. Diverse Gewürze schwängerten sie. In jeder Küche wurde etwas anderes gekocht, und durch die offenen Fenster, drangen auch die Stimmen der Bewohner.

Kiki lebte in einem schmalbrüstigen Haus, auf dessen Dach eine noch schmalere Gaube in die Höhe ragte. Sie war ein Rastplatz für Vögel geworden. Die Tauben hockten dick und fett auf den Rändern und glotzten in die Tiefe.

Eine Eingangstür war auch vorhanden, die stand weit offen und lud zum Eintreten ein. Aus dem Flur drang Musik. Ein Schwarzer spielte auf einer Panflöte. Er entlockte ihr sehr wehmütige Melodien, die es schafften, die Seele eines Menschen vom Körper zu trennen und sie fliegen zu lassen.

Das jedenfalls erzählte man sich über das Spiel der Panflöte. Der Mann aus Leipzig sah das nicht so.

Ihn störte das Spiel, das auch verstummte, als der Schwarze den Besucher sah. Da er in das Gegenlicht schaute, erkannte er den Fremden als einen drohenden Schatten. Er zog unwillkürlich die Beine an.

Der Mann kam auf ihn zu. Seine Tritte knirschten. Auf dem Fußboden war lange nicht gefegt worden, sodass die Sohlen die kleinen Steine zermalmten.

Hoffmann hatte sich über Kiki erkundigt. Ein Geldschein hatte einen Junkie aus ihrer Gruppe sehr gesprächig gemacht. Er wusste, dass er bis zum Dach hoch gehen musste.

Der Schwarze sprach ihn an. Hoffmann verstand die Sprache der Franzosen nicht sehr gut, konnte sich aber mit einfachen Sätzen unterhalten.

»Wen ich suche? Eine Wohnung?«

Der Schwarze lachte. Erst leise, dann lauter. Schließlich griff er wieder nach seiner Flöte und spielte. Der Ankömmling war für ihn uninteressant geworden.

Hoffmann ging weiter. Das Geländer wackelte, die Stiegen ächzten. Links von ihm zeigten die Wände ebenfalls Schmierereien. Das Holz der Wohnungstüren wirkte verfault. Es sah aus, als könnte man es mit einem Schlag durchhauen.

Hoffmann ging langsam. Er hatte Zeit. Kiki wartete nicht auf ihn. Er wollte sie überraschen.

Sehr genau hatte er sich gemerkt, wie intensiv sie in der Metro-Station mit diesem Mann gesprochen hatte.

Vielleicht wusste sie etwas. Wenn ja, war es nicht schlimm. Sie würde sowieso bald für ihn sein, denn sie kannte Paris, er nicht.

Zum Dach hin verengte sich das Treppenhaus noch mehr. Da war die Decke tiefer gezogen. Um sie zu verstärken, hatte jemand Holzbretter

dagegen genagelt. Trotzdem war der große, nasse Fleck nicht zu übersehen. Es regnete durch.

Darum störte sich der Mann nicht. Er zog den Kopf ein und stand schließlich in einem winzigen, quadratischen Flur. Seiner Meinung nach musste er sich in der Gaube befinden.

Er schaute sich die Tür zu Kikis Wohnung an. Sehr schmal und mit roter Kreide beschmiert. Die Namen der Mieter waren dort aufgeführt, allerdings nur die Vornamen. Der Name Kiki stand in der Mitte.

Jedenfalls war Hoffmann hier richtig, was ihn wiederum freute. Er nickte einige Male, seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Zu klingeln brauchte er nicht. Die Tür war auch nicht abgeschlossen. Sie schwang nach innen, als er dagegendrückte.

Vor ihm lag ein Flur. Eng wie ein Handtuch. Als Bodenbelag diente ein alter Sisalteppich, der die Schritte schluckte. Obwohl hier oben sechs Leute wohnten, kam ihm niemand entgegen. Hoffmann fragte sich allerdings, wo diese Typen untergebracht waren, denn sechs Türen zweigten von dem schmalen Flur nicht ab.

Er ging mit vorsichtigen Schritten bis an das Ende des Ganges. Darüber befand sich eine Luke. Das Glas ließ es zu, dass Licht in den Flur fiel und ihn wenigstens tagsüber erhellte.

Plötzlich glitt die Wand links von ihm zur Seite. Dass sie nur aus dünnem Holz bestand, hatte er beim ersten Hinsehen nicht mitbekommen. Hoffmann erschrak, denn hinter der Wand öffnete sich ein einziger Raum, in dem die sechs Mieter lebten.

Sein Informant aus der Metro schaute ihn an. Er wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte, und Hoffmann nickte nur. Auch im Haus hatte er seinen dunklen, breitkrempigen Hut nicht abgenommen.

»Wo ist Kiki?«

»Hier.«

»Ich sehe sie nicht.«

»Sie ist auf dem Klo.«

»Und du?«

»Ich gehe jetzt.« Der Junkie grinste. »Viel Spaß mit Kiki. Sie ist gut, wenn sie will.«

»Das weiß ich.«

Der Junkie schob sich an dem Besucher, vorbei. »Dann viel Spaß.« Er grinste breit und verschwand pfeifend. Er war in Hochform, wahrscheinlich hatte er sich einen Schuss gesetzt.

Hoffmann schloss die Tür. Nach zwei Schritten blieb er stehen. In der Gaube sah es aus wie in einem Campinglager. Matratzen auf dem Boden, Rucksäcke und Plastiktüten standen herum. Ein Rauschgift-Besteck lag zwischen dem Krempel. Ein kaputtes Transistorradio stand ebenfalls herum, und auf einer Matratze hockte eine ausgestopfte Ratte, die allerdings aussah wie echt.

Durch ein Fenster fiel Licht. Ihm gegenüber befand sich die schmale Tür zur Toilette. Dort rauschte eine Wasserspülung. Sie hörte sich überlaut an.

Hoffmann blieb vor der Tür stehen. Er hatte einen genügenden Abstand eingenommen, damit Kiki nicht sofort gegen ihn lief, wenn sie die Toilette verließ.

So wartete er ab.

Dann kam sie. Hoffmann hatte seinen Hut aufbehalten. Vom Gesicht war nur die untere Hälfte zu sehen. Dabei wirkte die Haut wie gelblicher Käse.

Sie kam, sah ihn - und schrie auf!

Nur ein leiser Schrei des Erschreckens, keiner, der einen anderen Bewohner alarmiert hätte.

Kiki trug violette Bermudas mit einer gelben Schrift darauf. Sie hatte über ihren Oberkörper einen Streifenpulli gezogen. Das helle Haar stand zerzaust von ihrem Kopf ab. Ihr Gesicht wirkte sehr blass, da es nicht geschminkt war. Die Augen nahmen sichtbar an Größe zu, als sie Hoffmann anstarrte.

Der Mann sagte nichts. Allein seine Haltung sprach Bände, und sie flößte dem Mädchen Furcht ein, wie an der Gänsehaut zu erkennen war, die über seinen Körper rann.

»Hallo, Kiki«, sagte er.

Die Hände des Mädchens waren noch nass. Sie hatte sie nach dem Waschen nicht richtig abgetrocknet. Das Staunen verschwand auf ihrem Gesicht, schuf der Angst Platz. »Wer sind Sie? Was wollen Sie hier?«

»Dich besuchen, Kiki.«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Ich bin Hoffmann.«

»Pardon, aber…«

»Ich bin extra deinetwegen gekommen. Achte auf meinen Namen. Er klingt deutsch. Ich stamme aus Deutschland, Kiki. Aus Leipzig habe ich den Weg nach Paris gefunden. Nur deinetwegen. Wir werden zusammenbleiben, Kiki. Wir beide.«

Da lachte sie. Es klang nicht echt, aber sie musste etwas tun, denn die Gestalt flößte ihr Angst ein.

Sie erinnerte Kiki an einen wahr gewordenen Albtraum, der sie stets in den Vollmondnächten überfiel und sie oft noch über Tage hinweg verfolgte.

Der war so schlimm, so grausam, und ihr Blick zuckte plötzlich zur Seite.

Ein Schatten war da!

Sie selbst warf keinen Schatten, aber Hoffmann tat es, obwohl er nicht genau im Licht stand.

Wieso?

Kikis Kehle wurde eng und war rau wie Sandpapier. Gern hätte sie etwas gesagt, aber ihre Stimme versagte.

»Staunst du, Kiki?«

Sie hob die Schultern.

Hoffmann lächelte. »Es ist der Schatten, der dich staunen lässt. Ja, es ist der Schatten.«

»Warum?«

»Das will ich dir sagen, Kiki. Er wird dir eine andere Welt zeigen, hast du gehört?«

Sie zwinkerte mit den Augen. Was dieser Kerl ihr da erklärte, war ihr einfach zu hoch. Da kam sie nicht mit. Sie wollte auch widersprechen, nur fand sie einfach nicht den Mut und auch nicht die richtigen Worte. Es war ihr alles suspekt.

»Der Schatten, Kiki…«

Mehr brauchte Hoffmann nicht zu sagen. Er hatte sich auf ihn konzentriert und leitete ihn.

Was Kiki in den folgenden Sekunden erlebte, erschien ihr unbegreiflich. Sie hätte am liebsten laut losgeschrieen, wäre weggerannt, statt dessen blieb sie auf der Stelle stehen und verfolgte den Schatten, der über den Boden huschte.

Ein lautloses Etwas. Es bewegte sich über Matratzen hinweg, erreichte die Wand und glitt daran hoch, ohne dass sich der Fremde auch nur um einen Millimeter bewegt hätte.

Kikis Magen zog sich zusammen. Die Furcht nahm ihr die Luft. Wenn sie atmete, schmerzte es in ihrer Brust. Sie stand da, obwohl sie eigentlich flüchten wollte. Statt dessen beobachtete sie den Schatten, der auch auf das Fenster zuglitt, in das Licht hineintauchte und so aussah, als wäre er dabei, einen Teil davon aufzusaugen.

Kiki verstand die Welt nicht mehr.

Sie wusste nur, dass sie sich in einer schlimmen Lage befand, obwohl dieser Hoffmann nur mit dem Schatten spielte.

»Jetzt kommt er zu dir, Kiki!«

Dieser eine Satz ließ sie schaudern. Der aufgeheizte Raum kam ihr plötzlich vor wie ein Eiskeller.

Zwischen seinen Wänden bewegte sich etwas, das sie nur mit dem Begriff Tod umschreiben konnte.

Ein Ende nach fast achtzehn Jahren.

Wie ein Schrei stieß ihr dieser Satz auf, und er ließ sie auch handeln. Das Mädchen erwachte aus seiner Starre, drehte sich schwungvoll auf der Stelle und rannte auf die Tür zu.

Es waren nicht mehr als zwei Schritte, aber die Entfernung reichte dem Schatten.

Er schlug zu.

Urplötzlich war er über ihr. Er packte zu, umwickelte ihre Gestalt wie ein Tuch und bannte sie auf der Stelle. Er war einfach da, und er kannte keine Gnade.

Kiki hatte es geschafft, die Hand auf die Klinke zu legen, nur konnte sie diese nicht nach unten drücken, um die Tür aufzureißen. Der Schatten riss sie einfach wieder zurück.

Kiki taumelte in den Raum. Sie stolperte über den Rand einer Matratze, fiel hin, landete unglücklicherweise weich und blieb dort liegen, den Schatten als Mörder auf ihrem Körper.

Der Fremde trat gelassen näher. Er blieb dicht neben Kiki stehen und beobachtete aus kalten, wässrigen Augen den Todeskampf des Mädchens. Gnade kannte er nicht. Wichtig für ihn war allein, das große Ziel zu erreichen…

***

Der Rauch eines Zigarillos durchzog die Wärme des Dachzimmers und veränderte den üblichen Geruch. Hoffmann rauchte gelassen. Er hatte sich auf eine Matratze gesetzt, den Blick dabei auf Kiki gerichtet, die tot war und ihren starren Blick gegen die schmutzige Decke gerichtet hielt.

Nichts bewegte sich mehr an ihr. Der Schatten hatte sie so lange malträtiert, bis kein Leben mehr in ihr steckte.

Und wie ging es weiter?

Hoffmann hatte seine Pläne gemacht. Er hoffte, sie auch erfüllen zu können und nicht von anderen gestört zu werden. Kiki würde ihn durch Paris führen und ihm die Stätten zeigen, die für ihn wichtig waren.

Hoffmann wollte nur nicht gestört werden. Das allein zählte. Wenn jetzt die anderen zurückkehrten, wäre das zwar auch kein Beinbruch gewesen, der Schatten kam auch gegen eine Übermacht an, aber er hätte Aufsehen erregt, was ihm nicht passte. Paris und auch die Polizei sollten nicht zu früh von ihm erfahren. Die Sache in der Metro war schon nicht so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte.

Die Hutkrempe hatte er um eine Idee nach oben gedrückt. Sein Gesicht war besser zu sehen.

Irgendwie wirkte die Haut bei ihm schmutzig, aber er gehörte gleichzeitig zu den Menschentypen, die man sah, jedoch rasch wieder vergaß. Nur seine Kleidung erschien ihm zu auffällig. Er war noch nicht dazu gekommen, sie zu wechseln.

Mit der Zungenspitze leckte er über die trockenen Lippen. Noch lag Kiki leblos auf der Matratze.

Aus Erfahrung jedoch konnte er sagen, dass sich das bald ändern würde.

Noch zwei Minuten vergingen, dann erwachte das Mädchen. Zuerst

zuckte seine rechte Hand. Dabei bewegten sich die Finger und kratzten über die Matratze.

Hoffmann drückte sein Zigarillo aus. Dass er einen Brandfleck auf dem Boden hinterließ, störte ihn wenig, diese Bude taugte sowieso nichts.

Er bewegte seine Augenbrauen und schaute starr die Tote an. »Na, komm schon«, flüsterte er, »lass dir nicht zu viel Zeit. Komm schon in die Höhe. Bitte, schnell…«

Als hätte die lebende Leiche die Worte ihres Mentors verstanden, so drückte sie ihren Oberkörper ruckartig hoch und blieb in einer sitzenden Stellung.

Hoffmann lächelte, bevor er leise ihren Namen rief.

Kiki hörte ihn. Noch immer sitzend, drehte sie den Kopf so weit wie möglich.

Er lächelte sie an. »Komm, mein Täubchen, steh auf!«

Kiki gehorchte. Sie hatte die Stimme des Mannes gehört, und sie war für sie wie ein Motor.

Sie musste ihr folgen!

Bevor sie sich hinstellte, drückte sie ihren Körper noch zur Seite, dann stützte sie sich ab, stand schwerfällig auf, blieb auf den Beinen, schwankte aber.

»Gleich wirst du dich besser fühlen!«, flüsterte Hoffmann. Er, konnte seiner Stimme sogar einen zärtlichen Klang geben. Mit vorgestreckten Händen ging er auf sie zu. Dann streichelte er ihre Wangen.

Kalt fühlten sie sich an. Ein anderer wäre erschaudert, nicht so dieser Mann aus Leipzig. Für ihn war Kiki jetzt eine Tochter, die alles für ihn tun würde.

Sie hatte den Blick einer Toten. Kein Leben schimmerte in ihren Pupillen. Als glasige Kreise malten sie sich ab. Der Mund stand offen, über die blassen Lippen drangen unheimlich klingende Laute.

Er ließ seine Hände wieder sinken. »Keine Sorge, mein Täubchen, du wirst deine Chance bekommen. Aber zuvor führst du mich durch Paris. Du wirst mir die Ziele zeigen, die ich sehen will. Hast du verstanden, Kiki? Hast du mich verstanden?«

Sie schaute ihn an und nickte.

»Dann komm.« Er nahm ihre Hand und schritt auf die Tür zu. Hinter sich hörte er die vorsichtig gesetzten Schritte der lebenden Leiche, und er dachte daran, dass es schon mehr als pikant war, mit einem weiblichen Zombie durch Paris zu spazieren.

Das hatte vor ihm bestimmt noch keiner getan.

Kiki blieb im Flur stehen, als müsste sie sich erst einmal hier zurechtfinden.

Er streichelte sie wieder. »Komm weiter, mein Täubchen. Wir müssen dieses Haus verlassen…«

Und Kiki ging.

Folgsam wie ein kleines Mädchen setzte sie sich in Bewegung. Sie war das Kind, er war der Vater.

Beide gehörten zusammen. Als Dritter stand unsichtbar der Schatten zwischen ihnen, den der Teufel persönlich Hoffmann überlassen hatte.

Kikis Wohngenossen hatten sich zurückgezogen. Sie würden irgendwo auf der Suche nach einem Schuss sein und sich möglicherweise erst wieder am Abend zeigen.

Unten saß noch der Flötenspieler. Er dudelte so lange auf seinem Instrument, bis er Kiki und Hoffmann sah. Ihre Körper zeichneten sich auf der Treppe ab.

Der Schwarze ließ das Instrument sinken. Aus geweiteten Augen starrte er den beiden entgegen.

»He, da seid ihr ja!« Er stand auf. »War es gut?« Dabei vollführte er entsprechende Bewegungen, um die sich weder Kiki noch Hoffmann kümmerten. Sie übersahen den Mann einfach.

Der Schwarze schaute ihnen entgegen. Besonders Kiki interessierte ihn und schreckte ihn ab.

Sie ging so komisch…

Er hatte sie bisher als ein Mädchen in Erinnerung gehabt, das total auf Action stand. Kiki war immer dort zu finden, wo die Hölle los war. Sie ging sonst stets tänzelnd.

Aber jetzt…

»Was ist mit dir los, Kiki?«

»Nichts ist mit ihr«, antwortete Hoffmann.

»Ich habe dich nicht gefragt, Arschloch!«

Es war die Sprache der Straße, die man hier Fremden gegenüber verwendete.

»Ich will von Kiki eine Antwort!«

»Es geht ihr gut.«

»Nein, es geht ihr nicht gut. Das sehe ich doch. Sie ist sonst immer anders. Du - du…«, er drohte Hoffmann. »Was hast du mit ihr gemacht? Hat sie einen Superschuss bekommen?«

Hoffmann blieb stehen und schaute dem Schwarzen ins Gesicht. »Geh aus dem Weg!«, forderte er.

»Los, verschwinde!«

»Nein, verflucht! Ich…«

»Weg mit dir!«

Er dachte nicht daran. Auch wenn Hoffmann in seiner dunklen Kleidung düster und unheimlich wirkte, spürte der Schwarze vor diesem Fremden keine Angst.

»Erst wirst du mir sagen, was mit Kiki ist. Danach lasse ich dich vielleicht vorbei!«

»Hüte dich!«, flüsterte Hoffmann.

Der Schwarze trat blitzschnell zu. Er traf das Schienbein des Mannes, und der Schmerz trieb den Mann nicht nur zurück, auch das Wasser in die Augen. Da reagierte Hoffmann wie ein normaler Mensch. An der Wand des Treppenhauses konnte er sich abstützen. Die Haustür stand zur Hälfte offen. Von draußen hörten sie Stimmen. Man lebte hier im Viertel auch auf der Straße. Die Nachbarn bekamen viel mit.

Der Farbige nickte. »Siehst du, Arschloch, es geht auch anders.« Er wandte sich dem Mädchen zu.

»Und jetzt zu dir, Kiki. Was ist mit dir los? Los, rede!«

Kiki war stehen geblieben. Sie fühlte nichts mehr, nur eine Dumpfheit in ihrem Körper. Der Flötenspieler wunderte sich darüber. Er wollte Genaueres wissen und ging auf Kiki zu. Nur einen halben Schritt von ihr entfernt blieb er stehen.

Beide schauten sich an.

Sein Blick hakte sich an Kikis Augen fest. Er kannte sie, er wusste über die Farbe Bescheid, über ihren Ausdruck und war plötzlich wie vor den Kopf geschlagen.

Kiki sah anders aus. Nicht nur, dass sie sich anders verhielt, auch der Ausdruck in den Augen stimmte nicht. Da war etwas, das er überhaupt nicht beschreiben konnte.

Gefühl?

Nein, das war es nicht. Kein Gefühl, Leere, vergleichbar mit dem Blick einer Toten.

Es traf ihn wie ein Messerstich. Der junge Mann öffnete den Mund, er röchelte, schloss wieder die Augen, beugte sich nach vorn und schaute abermals hin.

Ja, es stimmte. Die Augen waren tot, ohne Leben. Und Kiki bewegte sich trotzdem, sie lebte.

Der Mann war völlig von der Rolle. Die Sekunden im Hausflur kamen ihm lang vor. Da war etwas, das er nicht fassen konnte. Es bohrte sich in seinen Körper. Es war wie ein Faustschlag, der in seinem Magen explodiert war.

Deshalb reagierte er auch.

Laut ausatmend ging er zurück. Sehr langsam und mit großen Schritten. Er gönnte dem Fremden an der Flurwand einen flüchtigen Blick.

Hoffmann rührte sich nicht. Seine Lippen waren zu erkennen. Sie hatten sich in die Breite gezogen.

Es sah so aus, als würde ihn die Szene amüsieren.

»Nein«, flüsterte der Mann, »nein, du bist nicht mehr Kiki. Du bist nicht mehr die, die ich gekannt habe. Du bist - bist - eine andere geworden. In dir steckt der Satan!« Das letzte Wort rief er laut, es hallte durch das Treppenhaus.

Dann schlug er hastig ein Kreuzzeichen, schleuderte die Flöte weg,

als wäre sie verflucht worden, und rannte aus dem Haus wie von Furien gehetzt. Draußen gelang es ihm nicht, einem im Wege stehenden Mann auszuweichen. Er lief ihn einfach um und brüllte immer wieder nur einen Satz, der seine Panik noch verstärkte.

»Der Teufel! Ich habe den Teufel gesehen! Ich habe den Teufel gesehen, ja, den Teufel…!«

Die meisten lachten ihn aus, hielten ihn für einen Betrunkenen. Nur eine ältere Frau, die schon seit Jahren ihr Gemüse im Freien verkaufte, dachte anders darüber.

Sie bekreuzigte sich hastig, sprach ein kurzes Gebet und schaute in die Richtung, aus der der Flüchtling erschienen war.

Eine düstere Aura schien den Hauseingang zu umwehen. Es war nur Hoffmann, der sich über die Schwelle schob. An seiner Hand hielt er Kiki, die lebende Leiche.

Er führte sie weg wie ein Vater seine Tochter, und ebenso gehorsam wie eine gut erzogene Tochter verhielt sich das Mädchen auch. Es würde ihn, Hoffmann, zu den Templern führen. Das allein war ihre Aufgabe. Auch die Umgebung interessierte sie nicht mehr. So bekam sie auch nicht mit, dass am anderen Ende der Straße ein Wagen hielt, an dessen Heck eine lange Antenne blinkte.

Es war ein Dienstfahrzeug.

Und aus ihm stieg ein älterer Mann, Kommissar Balmain…

***

Carreau du Temple war ein besonderes Stück Paris, ein kleines Wunder, ein Flecken für sich, der mir gefiel. Es war das Rechteck der Trödler, und es gab nichts, was hier nicht verkauft wurde.

Nach einem kurzen Zwischenstopp im Hotel hatten wir uns mit dem Taxi zum Ziel bringen lassen.

Und wir stießen hinein in das Gewimmel der Trödler, die in vielen Sprachen schwatzten und redeten. Sie gestikulierten mit Händen und Füßen, sie fluchten, sie lächelten. Manchmal grinsten sie auch verschlagen, sie weinten Krokodilstränen oder beteten mit zusammengelegten Händen, angehobenen Köpfen und verdrehten Augen.

Es gab nichts, was es nicht gab. Da stand ein altes Heringsfass dicht neben einer hängenden Soutane. Alte Bücher beschwerten Uniformen aus dem Zweiten Weltkrieg. Sogar Stücke der Berliner Mauer, von so genannten Mauerspechten herausgehauen, waren zu kaufen. Und dies zu horrenden Preisen.

Über allem lag der graue Pariser Himmel. Seine Wolkendecke wurde vom Südwind nicht bewegt, sodass die Schwüle immer mehr zunahm und manchmal zu einer Last werden konnte.

Da kaum Wind wehte, konnten auch die diversen Gerüche nicht

abziehen. Sie hingen über dem Carreau du Temple.

Wir standen am Rande. Ich hatte noch das Grinsen des Fahrers im Gedächtnis, der uns viel Spaß gewünscht hatte. Den würden wir bekommen. Fragte sich nur, wie wir innerhalb dieses Gewimmels eine Spur der Templer aufnehmen sollten.

Balmain hatte uns versprochen, diese Kiki zu suchen, praktisch die einzige vage Spur, auf die wir uns allerdings nicht verlassen wollten. Wenn man diesem Platz schon einen derartigen Namen gegeben hatte, musste auch eine Verbindung zu den Templern vorhanden sein. Wie wir allerdings anfangen sollten, wussten wir auch nicht.

»Was schlägst du vor?«, fragte Suko. Er wedelte sich frische Luft zu, denn der Geruch von gebrannten Maronen erreichte seine Nase. Bei uns gab es die Dinger nur im Winter.

»Einen Rundgang.«

»Toll! Links oder rechts?«

»Wir könnten uns teilen.«

»Und dann?«

Ich lächelte knapp. »Treffen wir uns nach einer Stunde wieder an dieser Stelle.«

Mein Freund dachte nach. »Was könnte passieren?«

»Dass Hoffmann käme.«

»Wie schön.«

Ich hob die Schultern. »Das Risiko müssen wir eingehen.«

Suko nickte. »Okay, in einer Stunde. Ich hoffe, wir finden eine Templerspur.«

Bevor ich noch etwas sagen könnte, war mein Partner im Gewühl verschwunden.

Ich ließ mich treiben. Das heißt, von der Masse der Gucker, Riecher und Betaster mitschieben. Trödelmärkte sind überall gleich auf der Welt. Leider ziehen sie auch Taschendiebe an. Ich tastete nach meiner Geldbörse.

Die kleine Welt innerhalb der großen hatte mich aufgenommen. Sie war wie ein Moloch, sie atmete, sie dampfte, sie spie, sie verdaute, sie schwitzte, stöhnte, lachte und ächzte. Konzentriert auf diesen Raum war all das, was sich Leben nannte. Eine Zusammenkunft der Rassen. Afrika war ebenso vertreten wie Asien oder Amerika.

Es gab kein Geschäft, das seine Tür geschlossen hätte. Jeder Kunde hatte freien Eintritt. In den meisten Läden wurden Kleidungsstücke verkauft. Die anderen Besitzer handelten mit alten Büchern oder Bildern. In einem Laden standen gebrauchte Töpfe und Pfannen, viele verbeult.

Das alles interessierte mich nicht. Auch nicht die Außenstände, wo jeglicher Krimskrams als das Größte und Beste angeboten wurde, was der Markt zu bieten hatte.

Wo gab es die Spur der Templer?

Ich ging mit wachen Blicken umher. Ich sah in zahlreiche Gesichter. Die meisten von ihnen wirkten entspannt. Angespannt sahen nur die der Touristen aus, die es sich nicht hatten nehmen lassen, den Markt zu besuchen.

Alle stöhnten unter der Schwüle und schwitzten.

Ich hielt mich auf dem Gehsteig. Vor den Geschäften hockten ebenfalls die angeblichen Händler am Boden. Sie saßen auf Decken, inmitten ihrer Waren und hofften, dass der eine oder andere Käufer ihnen etwas abnahm. Wenn nicht, würden sie es am nächsten Tag wieder versuchen und am übernächsten ebenfalls.

Die Geschäfte hatten die Größe von Zimmern. Ich wunderte mich immer wieder, wie viel Ware da hineinpasste und dass sich darin auch noch Kunden umschauen konnten.

Plötzlich gellten Schreie. Ein Junge von etwa zehn, elf Jahren hatte sie ausgestoßen. Sein linkes Ohr klemmte im Griff eines Mannes fest. In der Hand hielt er ein Paar Schuhe, das schon seine besten Zeiten hinter sich hatte und dessen Farbe so gut wie nicht zu erkennen war.

Er hatte es stehlen wollen und war erwischt worden. Der Besitzer, ein bärtiger Mann, ließ das Ohr nicht los. Er war sauer, brüllte den Jungen an, der die Schuhe fallen ließ. Dann trat er dem Dieb in den verlängerten Rücken.

Der Junge bekam so viel Schwung, dass er aus dem Laden hinauskatapultiert wurde. Ich konnte nicht schnell genug ausweichen. Er fiel mir geradewegs in die Arme. Ich fing ihn auf.

Ein verzerrtes Gesicht schaute zu mir hoch. Die Augen waren so dunkel wie die Haare, der Mund stand offen. Der Junge atmete heftig. Auf seiner kaffeebraunen Haut glänzten Schweißperlen.

Ich wollte ihn loslassen und wegschieben, doch er klammerte sich an mir fest, bedankte sich mehrmals heftig, zu heftig, wie mir erschien, und da fummelte er schon nach meiner Brieftasche.

Ich war schneller und packte zu. Sein Ohr ließ ich in Ruhe, die Hand war mir wichtiger.

Als ich den Arm herumhebelte, wollte er zunächst schreien, blieb stumm und presste die Lippen zusammen. Ich schob ihn ein Stück vor, danach drückte ich ihn mit dem Rücken gegen die Hauswand.

»Bon, Kleiner, ist das der Dank?«

Er begann zu jammern. Weg konnte er nicht, da ich meine flache Hand gegen seine Brust stemmte.

»Hör auf zu schreien! Sag mir lieber, was dich getrieben hat, meine Brieftasche zu stehlen.«

»Es war ein Versehen. Ich - ich wollte es nicht. Ein - Zufall. Glauben Sie mir.«

»Hör auf mit deinem Zufall!«

Er senkte den Kopf. »Ich entschuldige mich.«
»Wie heißt du?«
»Toto.«
»Also Toto, ich bin John.« Als ich den Griff lockerte, lief er nicht fort und schaute mich aus seinen dunklen Augen an. Anscheinend hatte er Vertrauen zu mir gefasst.
»Gehen Sie jetzt zur Polizei, Monsieur?«
»Weiß ich noch nicht.«
»Es war ein Versehen…«
Bevor er weiter jammern konnte, fragte ich ihn: »Hast du Durst oder Hunger?«
Er starrte mich an, verwundert. So einen Vorschlag hatte ihm noch niemand gemacht. »Wie meinen Sie?«
»Ob du Hunger oder Durst hast?«
»Beides.«
»Dann lass uns was essen und trinken.«
»Warum?«
»Weil auch ich Hunger habe.«
Misstrauen flackerte wieder auf. Auf seiner Haut lag plötzlich der Schweiß. Er hatte den Mund aufgerissen, die Nasenflügel vibrierten.
»Komm mit!«
Er ging mit und blieb an meiner Seite, obwohl ich ihn nicht an die Hand nahm.
Es gab genügend Imbisse. Garküchen ebenso wie winzige Bistros, deren Inhaber auf den schmalen Gehsteigen ihre Stehtische aufgebaut hatten, an denen die Kunden essen konnten.
Der Junge bekam ein Baguette, ich entschied mich für ein Fruchtgetränk in der Dose.
»Kann ich auch was zu trinken haben?«, fragte er kauend.
»Bitte.«
Er nahm sich ein Bier. Da ich nicht sein Vater war, ließ ich ihn trinken. Zudem war es sicherlich nicht das Erste in seinem ungefähr zehnjährigen Leben.
»Du bist mir was schuldig.«
»Oui, Monsieur. Was wollen Sie haben? Frauen, Jungen? Ich - ich kenne mich aus. Ich…«
»Weder noch, Toto. Kennst du dich wirklich so gut aus, wie du gesagt hast?«
Er legte eine Hand gegen sein blaues T-Shirt in Höhe der Brust. »Ich schwöre es.«
»Gut, dann kannst du mir sicherlich helfen.«
»Was suchen Sie, Monsieur?«
»Eine Spur zu den Templern. Ich habe gehört, dass dieser Platz Carreau du Temple heißt. Da muss es doch einen Hinweis auf die

Gruppe geben, nehme ich an.«

Er aß ruhig weiter. Ich wurde schon ungeduldig und wollte nachhaken, aber Toto hatte nur überlegt und nickte plötzlich zweimal sehr heftig. »Ja, ich habe eine Antwort.«

»Wie lautet die?«

»Es haben hier mal Templer gewohnt.«

Ich verdrehte die Augen. »Das weiß ich selbst. Ich suche nach heutigen Spuren.«

Er rieb seine kleine Nase. »Da weiß ich auch nicht so recht…«

»Denk mal nach.«

Das Nachdenken dauerte so lange, bis das Glas leer und das Baguette gegessen war. Er antwortete mit einem Schrei. »Ja, ich weiß es, glaube ich.«

»Raus mit der Sprache.«

Zwei Frauen schoben sich vorbei. Die eine roch nach Parfüm, die andere nach Schweiß. Beide sahen aus, als hätten sie mehr als zwanzig Jahre auf dem Strich verbracht. Auch das gehörte dazu.

»Es gibt da ein Geschäft. Sehr klein, sehr eng und schmal. Da verkaufen sie so etwas.«

»Was verkaufen sie?«

»Über Templer. Bücher und so.«

War das die Spur? Ich blickte in sein Gesicht. Falschheit entdeckte ich nicht in den Augen. »Wo befindet sich der Laden? Müssen wir da lange laufen?«

»Nein, gar nicht. Direkt hier in der Nähe. Vielleicht fünfzig Meter weiter.«

»Okay, dann nimm mich mit.«

»Ich könnte noch etwas trinken«, sagte das kleine Schlitzohr grinsend.

»Aber kein Bier.«

»Egal.«

Ich kaufte ihm eine Dose Fruchtsaft. Er zeigte keine große Begeisterung und steckte sie zunächst in die Hosentasche. Mit einer Kopfbewegung deutete er an, dass er weitergehen wollte.

Wir blieben auf dem Gehsteig. Ich konnte darüber nachsinnen, ob er mich reingelegt hatte oder tatsächlich eine Spur vorhanden war, die mich zum Ziel brachte.

Toto war fröhlich. Er pfiff einige Schlager vor sich hin und bewegte sich rhythmisch im Takt.

Der Laden war leicht zu übersehen, denn ein Schaufenster gab es nicht. Nur eine offene Haustür.

»Da soll ich hinein?«

»Ja, auf der rechten Seite.«

»Und was wird dort verkauft?«

»Bücher, Schilder, alles. Viel Geschichte.« Toto grinste breitlippig. »Ich gehe jetzt.«

»Okay, aber lass das Klauen sein. Es hat keinen Sinn, in fremde Taschen, zu greifen.«

»Manchmal doch«, erwiderte er und war verschwunden.

Ich betrat den schmalen Flur, in dem es stank, als wäre dort altes Wasser ausgelaufen. Die Wände zeigten einen dunklen Anstrich. Dafür waren sie mit einer hellen Farbe besprayt worden. Große Parolen von einer Revolution lockten den Betrachter. Mich ließen die Dinge kalt.

Der Laden bestand aus einem Raum, kaum größer als eine Küche. Nur entdeckte ich hier keine Herde oder Küchenschränke, sondern selbst zusammengenagelte Regale, auf denen die Bücher und Gegenstände standen, die verkauft wurden.

In der Tat glitt mein Blick über zahlreiche Buchrücken hinweg, und aus der Ecke erhob sich ein sehr kleiner Mann, um mich, den einzigen Kunden, zu begrüßen.

Händereibend kam er näher. Sein Aussehen sah etwas arabisch aus. Er trug ein helles Hemd und eine schmuddlige Hose aus Cord. Den Kopf legte er schief, um hochschauen zu können.

»Was kann ich tun?«

»Ich schaue mich um.«

»Bitte sehr, Monsieur, bitte. Es ist alles sehr interessant. Viel Geschichte.«

»Das sehe ich«, erwiderte ich murmelnd. »Mich interessiert die Geschichte sehr.«

»Sie kommen aber nicht von hier?«

»Nein, aus London.«

»Ah, da lebt ein Bruder von mir. Ich bin übrigens Aaron Winter. Stamme aus Israel.«

»Angenehm.« Meinen Namen sagte ich nicht.

Winter zog sich wieder zurück. Er hockte auf einem Stuhl mit kleiner Sitzfläche. In der Nähe stand eine winzige Rechenmaschine. Sie allerdings wurde zum Verkauf angeboten. Winter selbst tippte in einen Rechner Zahlenreihen.

Ich kümmerte mich nicht um ihn. Die Bücher waren wichtiger. Templerliteratur suchte ich.

Bücher, die sich speziell mit dem Thema beschäftigten, fand ich keine. Viele Werke über die französische und die Pariser Geschichte. Darin würde sicherlich das eine oder andere Kapitel die Templer streifen, aber das wollte ich nicht.

Trotz seiner Rechnerei hatte Winter mich beobachtet und wohl auch meinen Frust festgestellt. »Suchen Sie etwas Bestimmtes, Monsieur?« Er strich über seinen knochigen, leicht gekrümmten Nasenrücken.

»In der Tat.«

Jetzt stand er auf. »Was denn?«
»Ich beschäftige mich mit den Templern in der Vergangenheit und der Gegenwart.«
»Ohhh, die alten Kreuzritter. Das ist sehr interessant.« Er nickte einige Male. »Ja, da haben Sie sich ein Gebiet ausgesucht, das kaum erforscht wurde.«
»Eben.« Ich lächelte ihn an. »Dabei dachte ich, dass Sie mir helfen würden.«
Er breitete die Arme aus. »Schauen Sie sich um, mein Lieber. Schauen Sie sich nur um. Ich habe hier sehr viele Bücher, es steht dort eine Menge und…«
»Mir geht es speziell um die Templer. Und auch um Spuren, die sie hinterlassen haben.«
Jetzt lachte er. »Denken Sie hierbei an den Namen des Viertels, Monsieur?«
»So ist es.«
»Hier haben sie damals gelebt.« Er schaute durch das kleine Fenster, als würde er sie noch entdecken. »Aber das ist lange her. Der Platz hat nur den Namen behalten.«
»Stimmt. Ich möchte nur wissen, wohin sie sich heute zurückgezogen haben. Es gibt sie ja noch.«
»Oh, ich weiß. Aber es ist schwer…«
»Wissen Sie es denn?«
Er hob die Schultern. »Man spricht viel, zu viel, meine ich. Man redet, man…«
»Wie sieht es mit Unterlagen aus?«
Aaron Winter deutete auf die Bücherwand. »In jedem Buch werden Sie etwas über sie lesen.«
»Das ist mir zu wenig. Sind keine konkreten Spuren mehr vorhanden, die auf ein heutiges Wirken der Templer hindeuten?«
Lauernd schaute mich der Verkäufer an. Wahrscheinlich überlegte er, ob er mir trauen konnte.
Schließlich hatte er sich für mich entschieden. »Es gibt da schon etwas, Monsieur.«
»Und wo, bitte?«
»Bei mir«, erklärte er voller Stolz. Er winkte mit dem Zeigefinger. »Kommen Sie mit.«
Ich folgte ihm in einen Nebenraum. Eine Tür öffnete er nicht. Er drückte kurzerhand gegen eine bestimmte Stelle im Regal, das nach hinten schwang und einen Durchschlupf frei gab in ein düsteres Lager, wo sich ebenfalls Bücher stapelten. Allerdings nicht in Regalen, sondern auf dem Fußboden.
»Das sind ja wieder Bücher«, sagte ich enttäuscht.
»Nun ja, hier ist noch etwas anderes.« Winter trat auf eine Wand zu.

Er zupfte an einer Decke, die bisher etwas verborgen hatte. Im nächsten Augenblick lag es frei.

Ich war näher herangetreten und sah ein breites Metallschild. »Das habe ich gefunden«, erklärte mir der Mann. »Ich konnte es reinigen und die Schrift entziffern.«

»Hat sie etwas mit den Templern zu tun?«

»Natürlich.«

»Licht gibt es hier wohl nicht?«

»Nein, die Kerze…«

Ich winkte ab. »Vergessen Sie die Kerze, Meister.« Ich holte die Lampe hervor, ging in die Knie und leuchtete das Schild an. Es bestand aus Eisen. Die Schrift war eingraviert worden und in Versform zu lesen. Aaron Winter trat zur Seite, damit er mich beim Lesen nicht störte. Ich las einmal, ich las zweimal und wusste plötzlich, dass ich die Spur der Templer gefunden hatte.

Gold und Silber reicher Segen liegen auf der Templer Wegen.

Die Templer wurden allesamt gefangen durch des Königs Hand.

Weiß nicht, ob's Recht, ob's Unrecht war…

Ich stand wieder auf, wischte über meine Stirn und stieß einen leisen Pfiff aus.

»Nun, Monsieur?«

Ich räusperte mich. »Das ist allerhand, auch wenn es nur fünf Zeilen sind.«

»Die viel aussagen.«

»Sicher.«

»Interessieren Sie die Schätze der Templer?«

Und ob die mich interessierten. Ich wusste schließlich, wo sie lagerten, aber das war in Neufundland, ich selbst hatte schon vor ihnen gestanden, in einer Höhle tief unter dem Meeresgrund. Hier würde ich wohl keine Schätze finden.

»Ich würde den Schatz aber gern finden.«

»Kann ich mir denken.« Mein Lächeln fiel spärlich aus. »Diese Zeilen beinhalten einen Teil der Geschichte. Man hat den Orden zerschlagen, weil Phillip der Schöne und der damalige Papst Clemens V. in der Klemme steckten. Finanziell, meine ich. Deshalb bin ich nicht hergekommen. Ich möchte eine Spur der Templer aufnehmen. Es müssen noch welche hier in Paris leben.«

»Nun ja…«

»Bitte, Monsieur Winter…«

»Kommen Sie mit.«

Wir verließen den Lagerraum. Aaron Winter stellte das Regal wieder richtig und schaute aus dem Fenster.

»Woher haben Sie dieses Schild?«

»Ich bekam es geschenkt.«

»Gut. Und es stammt woher?«
»Aus dieser Gegend. Der alte Turm, nehme ich an. Ja, der alte Templerturm.«
»Gibt es den noch?«
Winter drehte sich wieder um. »Ja, der steht. Zwar nicht mehr so wie früher, aber er ist noch vorhanden. Gewissermaßen ein Denkmal. Er hat zu einer Templerkirche gehört. Sie zeigte eine achteckige Form. Man hat die meisten Mauern eingerissen.«
»Nicht den Turm?«
»Nur Teile davon.«
»Wo kann ich ihn denn finden?«
»Am Rand des Platzes. Es gibt dorthin eine schmale Gasse. Nach Norden. Sie führt direkt zu der Kapelle. Daher habe ich auch die Tafel.«
»Die Sie nicht verkaufen wollen, nehme ich an.«
Vor meiner Frage nickte ich ihm zu. »Kann man diesen Turm besichtigen?«
»Sicher.«
»Hat er heute noch eine Bedeutung?«
Aaron Winter atmete zuerst tief ein, danach ebenso tief aus. »Ich bin mir nicht sicher, aber man spricht davon, dass hin und wieder Menschen zum Turm gehen und sich dort versammeln. Sie schauen ihn sich bestimmt nicht nur an.«
»Sind es Templer?«
Winter lächelte. »Das weiß ich nicht. Aber ich kann Ihnen versichern, dass in diesem Viertel noch zahlreiche Templer leben, auch wenn sie sich öffentlich nicht dazu bekennen. Das hat heutzutage noch immer einen bitteren Beigeschmack.«
»Kann ich mir denken. Sie sind nicht zufällig…?«
»Nein, ich gehöre dem jüdischen Glauben an und bin nur geschichtlich stark interessiert.«
»All right, dann darf ich mich bedanken. Ich werde zurückkommen und noch etwas kaufen.«
»Nicht nötig, Monsieur. Auch wenn Sie bewaffnet sind, scheinen Sie jemand zu sein, dem man vertrauen kann. Ich habe Menschenkenntnis. Sie meinen es ehrlich.«
»Danke, Monsieur. Sie gehören zu den Menschen mit einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe.«
»Die bekommt man hier, wenn man derart lange im Geschäft ist. Trotzdem, geben Sie Acht. Es gibt Menschen, die nicht gern an die Templer-Vergangenheit erinnert werden.«
»Das weiß ich. Merci und au revoir.«
Als ich wieder nach draußen in die Wärme trat und mich umschaute, stand Aaron Winter in der Tür.

Er schaute mir nach. Sein Gesicht war unbewegt.
Den Turm würde ich finden, daran gab es für mich keinen Zweifel. Aber was nutzte mir ein altes Gebäude, das teilweise eingestürzt und eingerissen war?
War dieser Turm auch die Spur, die der Templerjäger Hoffmann suchen würde?
Es wäre der Idealfall gewesen, wenn ich dort mit ihm und dem Schatten zusammentreffen würde…

***

Kommissar Balmain wusste auch nicht, weshalb er dieser Person überhaupt nachspionierte. Kiki war ein Mädchen wie viele. Es lebte mehr schlecht als recht, war auf die schiefe Bahn geraten und versuchte nun, das falsche Glück durch irgendwelche Drogen zu erhaschen.
Davon wollte er sie befreien!
Der Mann schüttelte über sich selbst den Kopf. Er war als knochenharter Bulle bekannt. Nur äußerst selten hatte er sich persönlich dermaßen engagiert, und die Frage blieb einfach, weshalb er das überhaupt tat. Vielleicht weil er selbst gern eine Tochter gehabt hätte, die ihm nicht vergönnt gewesen war bei der ewig nörgelnden und kränkelnden Frau. Deshalb hatte er sich vorgenommen, dieses Mädchen aus der Hölle herauszuholen.
An die beiden Kollegen aus London dachte er dabei kaum. Sollten die ihren Weg gehen, er würde den seinen gehen. Durch das Kurzschließen mit anderen Abteilungen hatte er herausgefunden, wo Kiki zu finden war. Den Kollegen von der Drogenfahndung war die Kleine schon mehr als einmal aufgefallen. Sie hatten sie schon beobachtet und sich ihre Anschrift notiert. Ein altes Haus in irgendeiner schmalen Gasse. Sie lebte zusammen mit anderen in einer Wohngemeinschaft.
Balmain hatte seinen Wagen geparkt und war ausgestiegen. Schon nach wenigen Schritten blieb er stehen und wischte über seine Augen. Okay, in Paris liefen viele schräge Typen herum, männliche und weibliche, aber ein Mädchen wie Kiki fiel selbst hier auf. Die weißblonden Haare waren einfach nicht zu übersehen.
Wen sie bei sich hatte, konnte der Kommissar nicht erkennen. Jedenfalls eine männliche Person, ziemlich groß und dunkel gekleidet, wobei an der Größe etwas nicht stimmte, bis dem Kommissar einfiel, dass der Mann einen dunklen Hut trug.
Einen Hut?
Etwas regte sich in seinem Gedächtnis. Er dachte an das Gespräch mit den Engländern. Hatten sie nicht nach einem Mann gesucht, der dunkel gekleidet war?

Natürlich! Einer in dunkler Kleidung und mit einem Hut auf dem Kopf. Ein Jäger, ein Killer, der…

Balmain dachte nicht mehr weiter. Er musste sich beeilen, denn beide waren plötzlich verschwunden.

Es sah schon komisch aus, wie der Kommissar durch die Gasse eilte, bis zur nächsten Querstraße lief, sich dabei zu weit auf das Pflaster wagte und von einem Radfahrer angerempelt, aber nicht von den Beinen gerissen wurde.

Dafür wäre der Fahrer fast aus dem Sattel gefallen. Er bremste, drehte sich, das Rad schepperte zu Boden, dann kam der Kerl auf Balmain zu. Er war um einiges jünger als der Kommissar, ein breitschultriger Typ in der hellen Kleidung eines Bäckers.

»Dich stampfe ich in den Boden, du…« Im nächsten Augenblick schrie er auf.

Blitzschnell hatte der Kommissar einen Zeigefinger vorgestoßen und ihn erwischt.

Es gibt bestimmte Stellen am Körper eines Menschen, die sehr empfindlich sind. Da spielt es keine Rolle, wie groß und stark der Kamerad ist, der getroffen wird.

Der Bäcker nahm beinahe die Farbe seiner Kleidung an. Dann saß er auf dem Hosenboden und hielt sich den Magen.

»Kannst du lesen?«, fuhr Balmain ihn an.

»Scheiße, ich…«

»Lies!«

Aus wässrigen Augen starrte der Bäcker gegen den Ausweis, den der Kommissar in seiner rechten Hand hielt. »Soll ich dir noch mehr zeigen, mein Junge?«

»Nein, ich…«

»Dann komm hoch.«

Balmain half ihm nicht. Keuchend schraubte sich der Bäcker auf die Beine.

Neugierige, die mit einer Schlägerei gerechnet hatten, verzogen sich wieder. Es sprach sich herum, dass ein »Bulle« das Revier betreten hatte. Der Bäcker atmete heftig.

»Hör zu, ich suche ein Paar. Hast du es gesehen? Er groß mit einem dunklen Hut auf dem Kopf. Sie klein, jung und mit weißblond gefärbten Haaren. Typ Junkie.«

Der Bäcker überlegte, bevor er nickte. »Oui, die kamen mir beide entgegen.«

»Wunderbar und wo?«

Der junge Mann deutete die Straße hoch. »Da sind sie hingegangen.«

»Ich sehe sie nicht mehr.«

»Die verschwanden auch.«

»Wohin?« Er zeigte mit beiden Händen die Lücke an. »Durch einen

Eingang oder eine Einfahrt. Dahinter liegt ein Abrissgelände. Trümmer, die nicht weggeräumt wurden, weil sie da neu bauen wollen. Nicht weit weg liegt auch unsere Bäckerei.«

»Mehr hast du nicht gesehen?«

»Nein.«

»Merci.« Balmain klopfte dem Weißgekleideten auf die Schulter. »Gib demnächst Acht, wo du herfährst.«

»Leck mich!« Das sagte der junge Mann nur leise. Er hob sein Rad auf und verschwand.

Balmain beeilte sich. In seinem Anzug fiel er auf. Er schwitzte widerlich und erreichte auch den schmalen Durchschlupf, von dem der Bäcker gesprochen hatte.

Zu sehen war nicht viel. Nur dieses Trümmergrundstück, auf dem einmal das Haus gestanden hatte.

Jetzt waren nur noch Fragmente von ihm zurückgeblieben.

Die Trümmer lagen übereinander. Sie wirkten verschachtelt, sie mussten zudem schon länger dort liegen, denn es war zum Teil hohes Gras, Unkraut und Buschwerk auf den Mauer- und Lehmresten gewachsen und bildete einen Wall.

Balmain war jetzt vorsichtig. Die Luft stand über den Trümmern. Wenn er einatmete, spürte er den Staub auf der Zunge und auch den Geruch im Hals. Seine Augenbrauen bewegten sich aufeinander zu, als er mit den Blicken die gesamte Fläche abtastete, die hügelig war wie eine Achterbahn. Die Mauerreste ragten manchmal wie schief liegende Arme aus Stein hervor. Die linke Seite stand bis zum ersten Stock.

Niemand war zu sehen.

Balmain ließ sich nicht täuschen, auch wenn er keinen Menschen hörte oder sah.

Sehr vorsichtig stieg er über das Geröll, weil er unter anderem damit rechnete, dass etwas unter seinem Gewicht zusammenbrach. Steine, die locker lagen, rollten hinter oder neben ihm zur Seite und blieben irgendwann mit einem Klicken liegen.

Der Herzschlag hatte sich bei ihm beschleunigt. Sein Blick war starr auf eine dunkle Stelle gerichtet, die zu den Grundmauern gehörte. Dort entdeckte der Kommissar einen kleinen, abfallenden Hang, der als Weg in die Tiefe führte.

Wahrscheinlich in einen Keller.

Gab es einen idealeren Schlupfwinkel? Balmain glaubte es nicht. Er war sich allerdings klar darüber, dass sich die Gefahr verdreifachte, wenn er hinunterschritt. Obwohl er es sich persönlich nicht vorstellen konnte, glaubte er den Worten seiner englischen Kollegen. Zwischen dem normalen Leben und der Existenz des Totenreichs gab es noch eine Welt für sich, die der Zombies.

Balmain zog seine Waffe. Vor ihm sah er die alte Kellertür des

Hauses. Die Treppe war ebenfalls vorhanden, auch wenn auf den Stufen Steine und Schutt lagen.

Er hörte nichts, nur sich selbst, denn unter seinen Sohlen knirschte es.

In der Düsternis des Kellers fiel ihm der stinkende Geruch auf. Hier mussten Stadtstreicher und auch Tiere übernachtet und sich verkrochen haben. Da es keine Toiletten gab, waren die Ecken zum Tummelplatz für schillernde Schmeißfliegen geworden.

Da der Keller relativ groß war, konnten sich die beiden gut verstecken, wobei sich Balmain fragte, was der Mann und das Mädchen hier unten zu suchen hatten.

Er wunderte sich sowieso darüber, wie widerstandslos die Kleine mit dem Fremden gegangen war.

Sie hatte in keiner Sekunde so ausgesehen, als wollte sie die Flucht ergreifen.

Plötzlich hörte er das Zischen. Im ersten Augenblick dachte er an ausströmendes Gas, bis ihm einfiel, dass dieses Geräusch von Stimmen herstammte. Oder einer Stimme nur, die links von ihm aus der Dunkelheit hervorklang.

Balmains Waffe deutete in die Finsternis, ohne dass die Mündung ein Ziel gefunden hätte. Der Kommissar blieb auch stehen, denn er wollte hören, was der Mann sagte.

Nur wenige Worte erreichten seine Ohren. Zudem musste er sich stark konzentrieren und dazu noch raten.

Er hörte etwas von der Heimat der Templer, von einem alten Turm, in dessen Nähe sie noch wohnten.

Balmain überlegte.

Ein alter Turm? Er war Pariser, er liebte die Stadt, er kannte sie sehr gut. Zudem ging er davon aus, dass der alte Turm eigentlich nicht weit entfernt sein konnte.

Vielleicht der Platz, wo einmal die achteckige Kirche gestanden hatte? Sie war kein touristisches Ziel, nur bestimmte Leute interessierten sich für die Überreste, aber die Bauweise der Kirche, eben dieses Achteck, konnte durchaus auf Templer schließen lassen.

Sicher war Balmain sich nicht. Er hatte zumindest durch das Belauschen des Gesprächs eine Spur gefunden. Wenn er sich beeilte, konnte er schneller am Ziel sein.

Balmain drehte sich um und ging. Er hätte rückwärts gehen und sich nicht so sehr in seine eigenen Gedanken verstricken sollen, denn plötzlich hörte er Schritte hinter sich.

An der mit Geröll beladenen Treppe blieb er stehen, drehte sich um - und sah das Mädchen.

Kiki tauchte aus der Dunkelheit auf, und sie wirkte wie ein Gespenst. Schrecklich bleich im Gesicht.

So bleich wie ihr Haar. Eine Gestalt, deren Anblick Angst verbreitete, und die spürte auch der Kommissar. Den Beweis hatte er noch nicht, aber so wie das Mädchen aussah, hielt er es für eine lebende Leiche.

Er dachte auch an den Mann, der noch in der Dunkelheit lauerte, was auch so bleiben sollte.

Deshalb drehte er sich blitzschnell um. Ohne zu schießen hetzte er die Treppe hoch. Zu schnell.

Über einen aus dem Geröll herausfallenden Stein stolperte er und fiel nach vorn.

Er stützte sich zwar noch ab, die Waffe rutschte ihm aus den Fingern. Und hinter sich hörte er einen Laut, der ihm einen Schauer über den Rücken jagte.

Ein fürchterliches, ein schlimmes Geräusch, als wollte sich ein Raubtier auf ihn stürzen.

Balmain griff nicht mehr nach der Pistole. So rasch wie möglich musste er verschwinden. Auf Händen und Füßen kletterte er über das Geröll, doch Kiki war schneller.

Mit der rechten Hand erwischte sie kurz vor dem Ende der Treppe den ebenfalls rechten Knöchel des Kommissars. Eisern hielt sie fest - und drehte ihn sogar noch.

Balmain konnte den Schrei nicht unterdrücken. Er machte die Bewegung mit, drehte sich auf den Rücken und sah die schreckliche Person jetzt genau vor sich.

Kikis Gesicht wirkte fremd und wie mit Kalk angestrichen. Dazwischen schimmerten die Augen wie blasse Teiche. Der Mund stand halb offen, das Röcheln wehte ihm entgegen.

Da wusste der Kommissar, dass er es mit einer lebenden Leiche zu tun hatte. Zum ersten Mal in seinem Leben stand er einem Zombie gegenüber. Der Zweite lauerte im Hintergrund.

Kiki besaß übermenschliche Kräfte. Es machte ihr nichts aus, den auf dem Rücken liegenden Kommissar immer näher zu sich heranzuziehen. Es würde nur noch Sekunden dauern, dann hatte sie ihn und konnte ihn auf schlimme Art und Weise töten.

Sie hatte sich umgezogen. Trotz der eigentlich hellen Kleidung wirkte sie grausam.

Der Kommissar erlebte in den folgenden Sekunden eine wahre Hölle. Verzweifelt suchte er mit seinen ausgebreiteten Armen einen Halt. Er fand ihn, aber der weibliche Zombie war stärker.

Vorstehende Kanten rissen ihm die Haut an den Gelenken auf. Blut schmierte über Lehm. Wahrscheinlich wurde die Gestalt dadurch noch rasender und stärker.

Dann geschah es.

Die rechte Hand des Kommissars hakte sich fest. Er spürte den Stein, der als Viereck aus dem Lehm ragte und relativ locker saß.

Was in den folgenden Sekunden geschah, bekam Balmain kaum mit. Jedenfalls gelang es ihm, den Stein aus dem Boden zu zerren und festzuhalten. Und er war eine Waffe.

Wie ein Blitz schoss es durch seinen Kopf. Er sah das Gesicht, dachte an den Stein und schleuderte ihn vor.

Treffer!

Er hörte es klatschen, als hätte jemand eine Faust in weichen Teig gehämmert. Haut riss auf, Blut spritzte, eine Nase war plötzlich keine mehr, und was der Kommissar nicht für möglich gehalten hätte, trat plötzlich ein.

Die Untote ließ ihn los.

Sie selbst verspürte keine Schmerzen, war aber durch den Aufprall irritiert worden, presste eine Hand vor das blutende Gesicht und fiel zurück.

Als sie aufschlug, wusste Balmain, dass eine derartige Chance nicht zweimal kommen würde. Er ließ seine Pistole liegen, stand so schnell auf wie nie zuvor in seinem Leben und hatte das Gefühl, jeden Augenblick einzubrechen, so stark zitterten seine Knie.

Trotzdem kam er weg. Und er ging nicht, er rannte, was seine Beine hergaben.

Aus dem Düstern tauchte er hervor wie ein zuckender Schatten, der keuchte und irgendwann gegen eine Mauer stieß, die er im letzten Augenblick gesehen hatte. Zum Glück verletzte er sich nicht am Kopf.

Balmain war nicht mehr der jüngste. Hinzu kam das verdammte Wetter, das ihm auch zu schaffen machte. Mit noch immer weichen Knien stolperte er weiter.

Wo er hingehen sollte, wusste er nicht. Er wollte nur weg und taumelte durch die schmale Einfahrt, wobei er mit beiden Schultern an den Mauern entlangschrammte.

Es war die Hölle gewesen, die hinter ihm lag. Der Hauch des Todes hatte ihn gestreift. Im letzten Augenblick war er einem fürchterlichen Schicksal entgangen. Das kam ihm erst richtig zu Bewusstsein, als er sich außerhalb der schmalen Gasse an eine Hauswand lehnte, tief durchatmete und versuchte, Herr über seinen Schwindel zu werden, der einfach nicht weichen wollte.

Der Schweiß lag fast fingerdick auf seinem Gesicht. In den Augen stand die blanke Furcht. Seine Kleidung war mit Dreck verschmiert, er kam sich vor wie der letzte Penner - aber er lebte.

So gut es ging, legte er den Kopf zurück und berührte die Hauswand. Über sich hörte er Stimmen aus einem offenen Fenster dringen, vermischt mit den Gerüchen eines scharf gewürzten Gerichts.

Er wollte weg, seine Beine waren ihm zu schwer geworden, deshalb musste er sich erst einmal ausruhen. Es war schwer für ihn, klar und logisch zu denken, der Schock saß einfach zu tief.

Jemand sprach ihn an. Ein alter Mann, der wissen wollte, ob ihm nicht gut war.

Balmain lachte. Es brach aus ihm heraus, so stark, dass der besorgte Frager zurückwich. Die folgende Antwort begriff er auch nicht. Immer wieder wurden die Worte von einem Lachen unterbrochen.

»Siehst du nicht, wie gut es mir geht, mon ami? Es geht mir blendend. Verdammt, ich lebe. Ja, ich lebe. Du glaubst gar nicht, was das für ein irres Gefühl ist, zu leben.«

Der Mann ging noch weiter zurück. »Klar, Bruder, klar, das Leben ist toll und auch beschissen.«

Dann lief der Mann weg, verfolgt vom Lachen des Kommissars, dessen Gefühlsausbruch erst nach und nach verschwand und er sich um seine Wunden an den Handgelenken kümmern konnte.

Da er nur ein Taschentuch besaß, musste er es in zwei Hälften teilen. Das schaffte er mit einem Taschenmesser. Das Reißen klang dabei wie Musik in seinen Ohren.

Er umwickelte seine Gelenke. Jetzt war er einigermaßen zu sich gekommen. Er verspürte einen beinahe schon wahnsinnigen Durst. Kleine Lokale und Bistros verteilten sich überall in Paris, auch in den ärmeren Gegenden. Da waren sie oft origineller als die auf den berühmten Prachtstraßen.

In einem fand er Schatten und Kühle, zudem einen freien Tisch, bestellte einen Krug Eiswasser und einen doppelten Pernod. Am liebsten hätte er das Wasser über seinen Kopf geschüttet.

Als die Wirtin nicht aus seiner Nähe weichen wollte, fragte er unwillig: »Was ist, Madame?«

»Sind Sie nicht Kommissar Balmain?«

»Ja.«

»Ich habe nichts getan. Sie hatten mich vor Jahren mal wegen einer kleinen Nutte verhört…«

»Das ist vergessen.«

Die Wirtin war kaum breiter als ein Besenstiel. Dafür standen die Haare hoch vom Kopf ab. »Aber es geht Ihnen heute nicht gut, Kommissar?«

Er trank den ersten Schluck Pernod. »Doch, Madame, es geht mir verdammt gut.«

»Dann bin ich zufrieden.« Sie zog sich zurück, und Balmain konnte nachdenken.

Sein Verstand arbeitete wieder normal. Er erinnerte sich auch an die Worte, die der Mann mit seinem untoten Schützling gewechselt hatte. Da war von einem alten Turm die Rede gewesen, und Balmain, der sich auskannte, wusste, wo er den Turm finden konnte. Am Rand des Carreau du Temple.

Dort hielten sich die beiden Kollegen aus London auf, die er jetzt

gern an seiner Seite gehabt hätte.

Vielleicht traf er sie durch Zufall in dem Gewühl.

Er wollte zahlen. Für das Wasser berechnete die Wirtin nichts. »Und sonst geht es gut, Kommissar?«

»Ich kann nicht klagen.«

»Sind Sie gefallen?«

»Warum?«

»Sie sehen so schmutzig aus.«

»Ich war im Einsatz.«

»Ach so, ja…«

Balmain stand auf, bedankte sich und verließ, von den neugierigen Blicken der Wirtin verfolgt, das Lokal. Nur wenige Minuten später hatte er die relative Stille der Gassen verlassen und stürzte sich in den nachmittäglichen Trubel des Trödelmarktes. Er überlegte auch, ob er nicht Kollegen Bescheid geben sollte, damit die das Viertel absperrten. Dann dachte er an die Gefahr, die von den Gegnern ausging. Ihr wollte er die Kollegen nicht aussetzen.

Hier beachtete ihn niemand. Schmutzige und abenteuerlich gekleidete Gestalten bevölkerten den Platz, blickten sich um, redeten mit den Händlern, prüften die Waren, hoben oft genug die Schultern und gingen unter dem Schimpfen der Verkäufer weiter.

Der Kommissar wollte nichts kaufen. Er hielt Ausschau nach seinen englischen Kollegen, was schwer genug war, denn der Trubel nahm auch um diese Zeit noch kein Ende.

An einem Imbissstand blieb er stehen. Ein Mann in heller Bäckerkleidung produzierte hauchdünne Crêpes. Es war der Typ, den der Kommissar vom Rad gestoßen hatte.

In einer Dampfwolke schwamm sein Gesicht. »Haben Sie Hunger, Herr Kommissar?«

»Nein, nein, lassen Sie mal.«

»Später?«

»Mal sehen.« Balmain ging weiter. Wenn er an einem Fleck stehen blieb, würde er die beiden Engländer kaum treffen. Manchmal hat der Mensch Glück. Beides, Glück und Pech, liegen dicht zusammen. Balmain wäre über Suko beinahe gestolpert.

»Sie hier, Kommissar?«

Balmain blieb stehen. Auf seinem Gesicht ging die Sonne auf. Er lachte plötzlich. »Mann, Suko…«

»Was ist denn?« Dem Inspektor war die Reaktion seines Kollegen unverständlich.

»Dass Sie hier sind.«

»Warum nicht?«

»Pardon, aber ich bin noch durcheinander. Was ich hinter mir habe, ist furchtbar.«

»Reden Sie!«
Er berichtete mit dürren Worten, und Sukos Gesicht verlor an Farbe.
Einen Zombie durch die Straßen herirren zu lassen war einfach furchtbar.
Hoffmann hatte also zugeschlagen und sich eine Verbündete geholt. Das war nicht das Schlimmste.
Wenn er sich zum Beispiel von ihr trennte und seinen Weg allein ging, dann sah es noch böser aus.
»Jetzt wissen Sie alles, Suko. Was machen wir?«
»Sie wollten sicherlich zum Templerturm?«
»Ja, da kann ich sie treffen.«
»Das ist natürlich gefährlich.«
»Weiß ich. Aber hätten Sie an meiner Stelle anders gehandelt?«
»Wahrscheinlich nicht.«
»Na bitte. Wo ist Ihr Kollege?«
»Wir haben uns an einer bestimmten Stelle getrennt und wollten uns wieder dort treffen. Die Zeit ist schon weit überschritten, und ich werde allmählich unruhig.«
Sukos Augen zeigten Besorgnis. »Ich kann mir vorstellen, dass etwas passiert ist.«
»Vielleicht hat John Sinclair ebenfalls eine Spur gefunden.«
»Das hoffe ich natürlich.«
»Wollen Sie trotzdem bleiben?«
Suko knetete seine Nase. »Wie mir scheint, kristallisiert sich allmählich ein Zentrum hervor. Dieser alte Templerturm, der mal zu der Kirche gehört hat.«
»Stimmt.«
»Sie wissen, wo wir ihn finden können?«
»Klar.«
»Gut, dann…« Suko sprach nicht mehr weiter, denn plötzlich gellten fürchterliche Schreie in der Nähe auf, dann fielen auch zwei Schüsse…

***

Der Mann aus Leipzig gab zu, einen Fehler gemacht zu haben. Er hätte sich schneller aus dem Hintergrund des Kellers lösen sollen. Doch er war davon überzeugt gewesen, dass sein Schützling es schaffen würde. Jetzt war es zu spät. Als er Kiki erreichte, lag sie noch halb auf dem Boden. Nur mühsam quälte sie sich hoch.
Er packte ihre Hand und zerrte sie auf die Füße. Schwankend blieb Kiki vor ihm stehen.
Den Hut hatte Hoffmann nach hinten geschoben. Der Blick seiner farblosen Augen traf das Gesicht der untoten Gestalt, in dem es zuckte, besonders um die Mundwinkel herum.
»Du warst schlecht!«, flüsterte er. »So verdammt schlecht…«

Der Zombie gab keine Antwort. Untote können nicht reden, sie können höchstens lallen und unartikulierte Laute ausstoßen. Die Nase in Kikis Gesicht saß schief und bestand nur noch aus Trümmern. Hoffmann stieß sie von sich. Mit dem Rücken prallte Kiki gegen eine klebrige Wand.

Plötzlich war auch der Schatten da. Hoffmann hatte ihn produziert. Er huschte als selbstständiges Wesen durch den Keller, ohne allerdings jemanden zu berühren.

Der Mann aus Leipzig überlegte. Dann nickte er. »Ja, vielleicht ist es sogar ganz gut so. Vielleicht kommen wir andersherum zu einer Lösung.« Auf seinen Wink mit dem Zeigefinger löste sich die Gestalt und schwankte ihm entgegen.

Beide Hände legte Hoffmann auf Kikis schmale Schultern. Dann redete er und erklärte ihr mit leiser Stimme, aber einem teuflischen Grinsen auf den Lippen, was sie zu tun hatte.

Dass er sie eventuell opferte, stand fest. Das war auch nicht das Thema. Er wollte freie Bahn haben und an den Ort gelangen, auf den es ihm ankam. Kiki weihte er nicht ein. Sie hatte als gehorsames Wesen nur Befehle auszuführen.

»Wirst du gehen?«

Die Untote nickte. Das Blut in ihrem Gesicht war mittlerweile geronnen. An vielen Stellen hatte sich bereits eine Kruste gebildet. Er drehte sie um, sodass sie mit dem Gesicht zur Treppe stand.

Eigentlich hatte er hier unten die Dunkelheit abwarten wollen. Durch die schnelle Entdeckung war ihm das nicht mehr möglich. Es würde sich herumsprechen, dass er zum Schlag ausgeholt hatte.

Und Kiki ging.

Sie bewegte sich ungelenk, hatte Mühe, die am Boden liegenden Stolperfallen zu übersteigen, aber sie schaffte es, sich auf den Beinen zu halten.

Er schaute zu, wie sie die Treppe überwand, dann trat sie hinein in die Schwüle des Tages.

Keiner würde sie mehr daran hindern, ihr Ziel zu erreichen. Wer es versuchte, war tot und würde anschließend, den grausamen Gesetzen der Hölle gehorchend, weiter morden und ebenfalls neue Zombies produzieren.

Diesen Kreislauf wünschte sich Hoffmann, denn davon konnte er nur profitieren…

***

Ein schlechtes Gewissen hatte ich schon, weil ich nicht zum vereinbarten Treffpunkt zurückgekehrt war, aber darüber musste ich einfach hinwegsehen, der alte Templerturm war jetzt wichtiger. Dort befand sich das Zentrum. Da würde ich sicherlich noch einige Templer

finden - und möglicherweise auch den Killer.

Ich hatte schon des Öfteren in Paris zu tun gehabt, diese Gegend aber war fremd für mich. Nur mühsam fand ich mich zurecht, fragte Passanten nach dem Weg.

Beim ersten Mal ließ man mich einfach stehen. Der Zweite fragte: »Wo wollen Sie hin?«

Ich sagte es noch einmal.

»Bleiben Sie lieber da weg.«

Der Mann zog seine Leinenmütze tiefer in die Augen, schüttelte den Kopf und ging davon.

Das war mir auch noch nicht passiert, aber ich hatte einen Vorgeschmack auf das bekommen, was mich möglicherweise erwartete. Dieser Ort schien verwunschen oder verflucht zu sein, sonst hätte ich andere Antworten erhalten.

Ich ging weiter durch die Hitze. Die Schwüle war einfach widerlich. Sie lähmte die Bewegungen und machte das Atmen zur Qual. Die Hitze schien an den Hauswänden festzukleben. Fast jedes Fenster atmete einen anderen Geruch aus.

Es gibt auch enge Straßen und Gassen in Paris. Da konnte sich die Stadt an der Seine mit Neapel die Hand reichen.

Ich klemmte mich in eine Gasse von der Breite eines Hausflurs. In einem alten Kinderwagen hatten Kinder zwei Katzen gelegt und schaukelten die Tiere.

Der Lärm des Trödelmarktes war zurückgeblieben. Man hatte mir auf meine Fragen zwar keine konkreten Antworten gegeben, ich fand den Weg zum Ziel trotzdem. Aaron Winter hatte mich mit seiner Beschreibung nicht genarrt.

Die Gasse öffnete sich.

Hoch über dem Ende und wie in den grauen Himmel gezeichnet, stand der grelle Ball der schon widerlich scheinenden Sonne. Wie ein heißes Auge glotzte er auf diese Stadt nieder und trieb den Menschen das Wasser aus den Poren.

Ich schaute mich um.

Die Kinder spielten noch immer mit den Katzen. Ansonsten sah ich keinen Menschen. Vor viele Fenster waren die Läden vorgeklappt worden. Man wollte die Hitze so weit wie möglich aus den Wohnungen fernhalten.

Der Turm, die Kirche, die Templer. Obwohl ich nur Reste des Gebäudes sah, verband ich die drei Dinge miteinander.

Der Platz, wo die Templerkirche einmal gestanden hatte, war menschenleer. Im Hintergrund standen Häuser. Ich sah nur die Rückfronten und an den Dächern die breiten schrägen Atelierfenster. Links schirmte eine Mauer einen Hinterhof ab. Rechts führte ein schmaler Weg zwischen alten Häusern entlang.

In der Mitte stand der Turm!

Er musste wohl irgendwann einmal touristisch erschlossen worden sein, jedenfalls hatte man ihn umzäunt. Der Zaun wiederum hatte auch bessere Tage gesehen. An einigen Stellen war er zusammengesackt und bestand nur noch aus Fragmenten.

Ich fand genügend Stellen, über die ich hinwegklettern konnte, um auf den Kirchturm zuzugehen.

Eigentlich war es kein Turm mehr. Von dem Mauerwerk war nur noch die rechte Seite erhalten, und von der auch nur Trümmer. Dass er eckig gewesen war, konnte ich gerade noch erkennen.

Ich kletterte über die Absperrung und stand vor den Trümmern. Und jetzt sah ich auch, weshalb das Gelände rings um den Turm abgesperrt worden war.

Im Boden befand sich ein Loch - achteckig, als wäre das Fundament des Turms kurzerhand herausgerissen worden. Viele Trümmer waren zur linken Seite hin gefallen. Als solche kaum mehr zu erkennen, weil eine Schicht aus Moos über sie hinweggewachsen war.

Ich ging bis dicht an den Rand. Die Tiefe war einfach zu dunkel, um etwas erkennen zu können, aber den Beginn der Treppe entdeckte ich trotzdem. Und die Stufen hörten auch nicht irgendwann auf, sie verschwanden erst am Boden.

Ideal, um hinabzuklettern.

Bevor ich das tat, blickte ich mich um. Die Stille und die Leere gefielen mir überhaupt nicht. Beides wirkte wieder einmal wie die berühmte Ruhe vor dem großen Sturm. Mich überkam ein ziemlich mieses Gefühl, auf das ich keine Rücksicht nahm. Hätte ich das getan, hätte ich meinen Job auch quittieren können.

Leider war nicht zu erkennen, ob man mich aus irgendeinem Fenster beobachtete. Genug waren vorhanden. Wer mich sah, hielt mich möglicherweise für einen Idioten.

Treppen in unbekannte Tiefen war ich schon oft hinabgestiegen. Diese hier gehörte zum Rest der Wendeltreppe, die einmal den ganzen Turm durchlaufen haben musste.

Mit Schutt und Geröll waren die Stufen bedeckt. Jede einzelne wirkte wie eine Stolperfalle.

Sehr vorsichtig ging ich zu Werke. Mein Fuß verschwand im Staub. Unter den Sohlen knirschten kleine Steine.

Der dünne, aber scharfe Lampenstrahl wies mir den Weg.

Kaum hatte ich den Fuß auf den Boden gesetzt, sah ich etwas von der Größe dieses unterirdischen Verlieses, denn ich entdeckte noch einen Durchgang, der in einen anderen Teil führte.

Das Licht fiel schräg durch die Öffnung in diesen mit Staub und alten Spinnweben bedeckten Raum.

Sogar ein Steinbogen war noch vorhanden, abgestützt durch dickes

Mauerwerk, an dem der Zahn der Zeit ebenfalls Spuren hinterlassen hatte.

Schmutz und Moos fand ich, doch keine Spuren, die von Menschen stammten.

Wahrscheinlich war ich einer der wenigen überhaupt, die sich in diese Welt trauten.

Kurz hinter der Tür, wo der Lichtschein sich verlor, umgab mich die Düsternis.

Sie war wie eine Klammer, die mich festhielt und nicht mehr loslassen wollte.

Der alte Geruch wehte in meine Nase. Es roch nach Staub, vielleicht Moder und Feuchtigkeit, obwohl ich kein Wasser an den Wänden schimmern sah.

Als Nächstes fiel mir ein Hügel auf. Er war nicht sehr hoch, dafür breiter, aber auf ihm lag etwas, bei dessen Anblick mir der Schweiß auf die Stirn getrieben wurde.

Es war ein Totenschädel!

Im ersten Moment wollte ich es nicht glauben, Ich sah einfach keinen Grund für das Vorhandensein des Schädels. Er und der Hügel bildeten eine gewisse Einheit, die auf mich den Anblick einer schaurigen Performance machte.

Außerdem konnte ich den Schädel nicht als normal ansehen. Auf welch einem Kopf wuchsen schon Haare wie helles Drahtgeflecht? Deshalb sah er so aus, als hätte man dem blanken Gebein eine Perücke übergestreift. Er lag auf der Seite, allerdings nicht so abgewinkelt, dass zu ihm kein Körper mehr gehören könnte. Ich rechnete durchaus damit, dass ein verwester oder halbverwester Leib noch im Hügel steckte.

Sehr vorsichtig ging ich näher. Das Kreuz hatte ich in meine rechte Hand genommen. Die Lampe hielt ich mit der anderen fest. Der Strahl flackerte zuckend, wenn ich den Arm bewegte.

Ich näherte mich ihm von der Seite, denn bisher hatte ich ihn nicht von vorn gesehen.

Das änderte sich, und abermals erlebte ich eine Überraschung, als mein Blick auf die Augen fiel.

Sie waren groß, übergroß sogar. Das Linke schimmerte in einem ungewöhnlichen Grün. Es musste mit irgendeiner Masse vollgestopft sein. Das Rechte sah bleich aus. Als hätte jemand dort einen Tennisball hineingestopft.

Grün und bleich…

Das kam nicht von ungefähr. So etwas musste einfach einen Grund haben. Ich wunderte mich auch darüber, dass der Schädel so offen vor mir lag und dass ihn noch niemand vor mir entdeckt und abtransportiert oder zerschlagen hatte.

Wie dem auch war, dieser große Totenkopf hatte eine Bedeutung. Ich wollte mich bücken, um ihn mir genau anzusehen, als etwas anderes geschah.

Rechts von mir wischte ein Schatten vorbei. Klar, dass mich die Bewegung ablenkte.

Das hatte Hoffmann auch so gewollt.

Ich sah ihn nicht, er stand hinter mir und warf einen langen Gegenstand auf meinen Kopf zu.

Leider traf er auch.

Etwas blitzte auf, dann spürte ich, wie mir die Beine unter dem Körper weggezogen wurden. Einen Moment später landete ich dicht neben dem Schädel.

Bewusstlos blieb ich liegen.

***

Das Erwachen war wie immer. Verbunden mit Kopfschmerzen und einem gleichzeitig dumpfen Gefühl, das bleischwer in meinem Schädel lag. Glücklicherweise war mein Denkapparat nicht in Mitleidenschaft gezogen worden, es gelang mir sehr bald, mich an die Vorgänge zu erinnern und sie in die Reihe zu bringen.

Erwischt hatte mich etwas Hartes am Kopf. Geworfen aus einer gewissen Entfernung, haargenau getroffen, dann waren die Lichter ausgegangen.

Was hatte ich gesehen?

Nicht den Werfer und auch nicht den Gegenstand, sondern seitlich von mir den Schatten. Ein huschendes Etwas, mit den Augen kaum zu verfolgen. Es war da und wieder weg, ich aber hatte das Nachsehen gehabt.

Hoffmanns Schatten.

Womit ich beim Thema war und mich auch weiterhin mit meinem Zustand beschäftigte, denn den hatte Hoffmann verändert. Zu seinen Gunsten, versteht sich.

Ich lag auf dem Bauch, die Hände vorgestreckt, an den Gelenken durch einen Strick gefesselt. Meine Arme waren ausgebreitet. Und zwischen ihnen stand ein Pfosten, so dicht, dass er beinahe mein Gesicht berührt hätte.

Das war nicht gut. Wenn ich mich befreien wollte, hätte ich den Pfosten umreißen müssen.

Ein Ding der Unmöglichkeit. Beim ersten Versuch schon merkte ich, wie fest er im Boden steckte.

»Gib dir keine Mühe, Sinclair…«

Worte, die in meinem Rücken ausgesprochen worden waren und in die Stille tropften. Ich lauschte dem Klang der Stimme. Der Sprecher versuchte, neutral zu reden, was ihm allerdings nicht gelang.

Er konnte seinen Triumph nicht verbergen, denn mitten in Paris hatte er mich erwischt. In Leipzig war es ihm nicht gelungen, ebenfalls nicht im ungarischen Zigeunerlager.

Van Akkeren war besiegt, das hoffte ich jedenfalls, aber Hoffmann lebte noch und hatte mich reingelegt.

Wäre ich nicht der Träger des Kreuzes gewesen, hätte mich der Schatten killen können. So aber besaß ich noch eine kleine Chance, vorausgesetzt, Hoffmann schoss mir keine Kugel in den Kopf.

Diese Befürchtung allerdings schien sich zu bewahrheiten. Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, wie er sich hinkniete. Im nächsten Augenblick schon drückte etwas Hartes gegen meinen Kopf, dicht neben der Stirn. Kein Zweifel, es war ein Revolver.

»Jetzt könnte ich dich töten, Sinclair!«

»Warum tust du es nicht?«, flüsterte ich. In meiner Tasche spürte ich das Gewicht des Kreuzes, mein Schutz gegen den Schatten und auch mein Schutz gegen Hoffmann, weil er sich nicht traute, das Kreuz anzufassen. Wahrscheinlich ging er davon aus, dass dieses Kreuz auch für ihn gefährlich war.

»Nein, ich werde es nicht tun«, antwortete er nach einer Pause. »Noch nicht. Eine Kugel ist zwar sicher, ich aber verfolge andere Pläne. Wir beide sind hier ungestört, verstehst du? Und so etwas muss ich einfach ausnützen. Es ist wunderbar, sich auf der Siegerstraße und dicht vor dem Ziel zu befinden. Lange genug hat es ja gedauert, und van Akkeren hat dafür bezahlen müssen.«

»So ergeht es allen.«

»Mir nicht. Ich habe nicht vergessen, welche Aufgabe er mir übertragen hat.«

Das war auch mir klar. Er wollte die Jagd auf die Templer fortsetzen. Wenn ich den Kopf ein wenig in die Höhe drückte, konnte ich den kleinen Hügel sehen, aus dem der Schädel mit den verschiedenfarbigen Augen ragte. Er spielte eine Schlüsselrolle, und ich wollte wissen, was mit ihm geschehen war.

Der Mündungsdruck verschwand noch nicht von meinem Kopf. Ich atmete hörbar durch die Nase ein und stellte die nächste Frage. »Hören Sie, Hoffmann, Sie sind am Ziel…«

»Richtig!«

»Und was ist mit dem Schädel, der hier aus dem Boden ragt? Welche Bedeutung hat er?«

»Eine sehr große. Er ist wichtig. Er ist der Schlüssel.«

»Wozu?«

»Zum Schatz der Templer. Er ist der Schatzhüter gewesen, das weiß ich von van Akkeren. Um meine Vorsätze in die Tat umzusetzen, brauchte ich gewisse Informationen. Dieser Templer hat sie, das hat mir van Akkeren genau erzählt.«

»Und das glauben Sie?«
»Weshalb nicht? Er hatte keinen Grund, mich zu belügen. Die Informationen kann nur er mir geben.«
»Davon bin ich nicht überzeugt«, erklärte ich. »Denken Sie mal darüber nach. Was kann Ihnen ein toter Schädel denn alles verraten? Nichts, überhaupt nichts.«
»Er ist nicht tot, verdammt! Er ist überhaupt nicht tot. Es sieht nur so aus. Er ist aus seinem Grab gekommen, denn er wusste genau, dass jemand erscheinen würde. Der Kopf steht nicht allein, Sinclair. Er hat noch einen Körper, nur ist der wiederum für dich nicht sichtbar. Der Hügel verdeckt ihn.«
»Alles klar. Dann ziehen Sie ihn hervor.«
»Ich brauche es nicht.«
»Kann er reden und erklären, wo sich die Templerschätze befinden?«
Ich lachte. Allerdings nicht zu schadenfroh, damit er nicht durchdrehte. »Ich glaube nicht, dass der Schädel Ihnen die Informationen gibt. Die Templer waren damals schlau und wussten sehr wohl, wie sie ihre Schätze in Sicherheit bringen konnten. Sie hatten von den Plänen des Königs und der Kirche schon früher erfahren. Wer heute noch den Schätzen hinterher rennt, ist ein Fantast. Ich gebe zu, dass sie existieren, ich weiß darüber einiges, aber ich glaube nicht, dass sie hier in Paris sind.«
»Da war van Akkeren anderer Meinung!«
»Dann hat er sich eben geirrt.«
»Nein, Sinclair. Van Akkeren irrte nicht. Ich werde es dir beweisen. Du kannst dabei zuschauen.«
»Da wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben.«
Hoffmann hatte bisher gekniet, für ihn die bequemste Haltung. Nun schnellte er wieder hoch, stellte sich hin und umrundete den Pfahl, als wollte er sich überzeugen, dass ich mich nicht aus eigener Kraft befreien konnte.
Er war zufrieden.
Meine Beretta besaß er, das Kreuz nicht, und auch den Dolch hatte er nicht genommen. Wahrscheinlich zuckte er vor der Magie zurück. Aber er hatte seinen Schatten gelöst.
Er befand sich teilweise noch auf dem Boden. Mit dem oberen Teil war er an der Wand hochgeglitten. Als er sich bewegte, rührte der Deutsche keinen Finger. Er schaute zu, wie sein Schatten wanderte.
Ein magisches Phänomen, das auch ich bisher noch nicht erlebt hatte. Der Schatten wischte zwar in bestimmten Winkeln durch die Luft, aber er sah nicht so aus, als würde er seinen Weg unkontrolliert finden. Für meinen Geschmack stand er noch immer unter der Kontrolle des Deutschen.
Der Schatten wischte heran.

Es waren die Augenblicke, wo bei anderen die Todesangst hochkam und sie nicht mehr entwischen konnten. Ich dachte an die erste Begegnung mit Hoffmann in Leipzig. Dort hätte ich schon zupacken sollen, aber da war er mir leider entwischt.

Die Sekunden der Todesangst blieben bei mir aus, als mich der Schatten überfiel. Er malte einen Streifen auf meinen Körper, das war auch alles. Zwar spürte ich etwas von seiner Kraft und Magie, aber das Kreuz setzte sofort seine Gegenkräfte frei, und es war stärker als der Schatten, der es nicht schaffte, mir die Luft abzudrücken.

Er verschwand wieder!

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Auch deshalb nicht, weil ich das Gesicht des Deutschen zum ersten Mal richtig sah. Er hatte seinen dunklen Hut zurückgeschoben. In der dunklen Kleidung musste er schwitzen wie verrückt.

Sein Gesicht war blass und völlig unscheinbar. Man sah und vergaß ihn. Möglicherweise schimmerte in den Augen das Feuer einer gewissen Leidenschaft, dies allerdings nahm ich nur an, sehen konnte ich es nicht.

»Was ist?«, fragte ich ihn.

Er gab zunächst keine Antwort und wartete, bis sich der Schatten wieder auf seinen Körper gelegt hatte. Da sah er so aus, als wäre er von der Kleidung verschluckt worden.

Ich war nur froh, dass er den Weg zu Abbé Bloch noch nicht gefunden hatte. Das wäre natürlich fatal gewesen. Der Abbé und die Templer besaßen bestimmt kein Mittel, um sich gegen ihn zu wehren.

Sein Verhalten war auch irgendwie menschlich. Auch bei ihm kam zuerst die Gier nach Gold oder Geld.

Er ging bis zu dem kleinen Hügel.

Meine Beretta hatte er weggesteckt. Er brauchte sie vorläufig nicht mehr, aber er hatte sich so hingestellt, dass ich ihn genau sehen konnte. Seine Hände schob er in das drahtige Haar des Skelettkopfes. Er wühlte es auf und schien seinen Spaß dabei zu haben.

Dann rutschten die Hände weiter und blieben dort, wo sich die unterschiedlichen Augen abzeichneten.

Falls es überhaupt ein Geheimnis gab, was den Schädel anging, dann musste es mit den unterschiedlichen Augen zu tun haben. Davon ging ich zunächst einmal aus.

Hoffmann kniete hinter dem Schädel. Seine Beine drückten in die Erde des Hügels. Die Hände hatte er auf das Gebein gelegt und ließ sie nun vorrutschen, sodass die Fingerkuppen gegen die Augenhöhlen drücken konnten, als wollten sie diese in die Tiefe des Schädels pressen.

Das war schon verrückt - oder nicht?

Sekunden vergingen. Hoffmanns Atem durchdrang die Stille, und

dann geschah etwas mit den Augen oder mit den Füllungen der Augenhöhlen. Sie ließen sich nicht nur nach hinten drücken, auch drehen - und nahmen ein geheimnisvolles rotes Leuchten an.

Ich staunte, was auch Hoffmann sah, und seine Lippen verzerrten sich zu einem Lächeln.

»Na, Sinclair?«

»Machen Sie weiter.«

»Die Augen«, flüsterte er, »sind ein magischer Speicher. Verstehst du das? Sie haben nicht nur die Magie gespeichert, sondern auch die Informationen, die sehr alt sind und trotzdem überlebt haben, wie man erkennt, Sinclair.«

»Nein, noch nicht.«

»Van Akkeren sagte mir, dass die Magie alles möglich macht. Ich bin der Killer der Templer, Sinclair. Ich werde meinen weiteren Weg in van Akkerens Sinne gehen, und dafür ist dieser Schädel gut, weil in ihm die Informationen verborgen sind. Sie sind eingegeben und gespeichert. Dies geschah auf magische Art und Weise, und man hat so lange gewartet, bis es mir gelang, sie abzurufen. Nicht jeder kann dies, aber ich, denn ich besitze den Willen und den Vorsatz, im Sinne des Dämons Baphomet weiterzumachen. Ich habe den Schatten, der sich von mir löst. Der Teufel gab mir seinen Segen. Es gibt überall Orte auf der Welt, wo man sich ihn holen kann. Ich habe es geschafft. Umtanzt von wilden Hexen weihte ich mich dem Satan, und nun werde ich bald wissen, wo ich suchen muss, um den Schatz zu finden.«

Ich lag ziemlich günstig und konnte ihn genau beobachten. Er hatte zwar viel geredet, mich aber trotzdem nicht überzeugen können. Denn ich gehörte zu den Menschen, die Beweise brauchten.

Alles andere war nur dummes Gerede.

Und die Beweise erhielt ich. Schneller als mir lieb war, denn die Augen innerhalb des Schädels begannen sich zu drehen. Hoffmann hatte seinen Spaß, er flüsterte etwas von einem alten magischen Computer, der auch heute noch funktionierte, was mir immer weniger passte, denn die Augen veränderten sich nicht nur in der Farbe, die ganz zurücktrat, sie nahmen auch ein gewisses Muster an, das sich aus Linien zusammensetzte. Diese Linien zeigten ein bestimmtes Gebiet.

Ich hielt den Atem an.

Mir schossen zahlreiche Vermutungen durch den Kopf. Ich dachte darüber nach, verwarf sie wieder, dachte noch einmal und kam zu dem Schluss, dass es sich bei den Zeichnungen innerhalb der Augen um verschiedene Landkarten handeln musste.

Landkarten sind Mittler zwischen dem Suchenden und der Person, die Bescheid wissen will.

Hoffmann kicherte über den Schädel hinweg. Seine Augen zeigten jetzt einen ungewöhnlichen Glanz. In ihnen sah ich den Triumph,

denn er stand tatsächlich dicht davor, einen großen Sieg zu erringen. Sich aussuchen zu können, wo er nachschauen musste, um die geheimnisvollen Templerschätze zu finden.

Ich wusste es ja, denn ich war praktisch derjenige, dem die großen Schätze gehörten. Ich hatte als Hector de Valois gelebt, als Richard Löwenherz, ich war der Träger des Kreuzes und auch der Sohn des Lichts. Suko und ich hatten die Schätze gefunden, aber nicht in Paris, sondern Tausende von Meilen entfernt, vor der Küste Kanadas, auf Neufundland, einer Insel von der Größe Englands. Das Auge, das einmal grün geschimmert hatte, zeigte eine gewisse Abbildung, einen Umriss.

Ich konnte mir nicht helfen, aber wenn mich nicht alles täuschte, erinnerte mich dieser Umriss an den der Insel vor der amerikanischen Ostküste.

Das andere Auge war zwar nicht leer, nur wusste ich nicht, wo ich den Umriss dieses Gebietes hinstecken sollte.

Andererseits bewies mir dieses Bild, dass die Informationen nicht falsch waren.

Aber wusste es auch Hoffmann?

Er schaute mich über den Schädel hinweg an. »Sie haben damals gut gearbeitet, nicht wahr, Sinclair? Sie waren ausgezeichnet, das musst du zugeben.«

»Ich weiß nicht…«

»Der Schatz befindet sich in dem Gebiet, dass mir angezeigt wird. Ich weiß es, glaub mir. Der Schädel lügt nicht, und die Augen sind wie Monitore und Computer zugleich. Sie haben alles gespeichert. Wer hier zu sehen ist, der war damals, vor Hunderten von Jahren, sehr mächtig. Der wusste genau, was er tun musste.«

»Gehörte er auch zu Baphomet?«

»Ja, er trat über zu ihm. Deshalb konnte er die lange Zeit auch überstehen. Er wird mir den richtigen Weg weisen. Über die Jahrhunderte hinweg hat er nur auf diesen Tag gewartet wo ich ihn fand, damit er mir seine Informationen zeigen konnte. Ist das nicht einmalig und wunderbar, Sinclair?«

»Ich weiß nicht so recht.«

»Glaubst du es nicht?«

»Ich würde darauf nicht wetten. Was soll das denn sein, das du da im Auge siehst, Hoffmann?«

»Es ist der Ort.«

»Eine Landkarte.«

»Ja, ja.« Seine Stimme klang erstaunt. Er wunderte sich wohl darüber, dass ich so schwer von Begriff war. »Es ist eine Landkarte, ein Plan für den Weg.«

»Und weiter?«

»Ich werde ihn mir holen und unabhängig sein.«
Komisch, aber in diesen Augenblicken ließ meine Spannung nach. Es beruhigte mich irgendwie, dass Hoffmann so menschlich reagierte. Er stellte das Geld vor seine eigentliche Aufgabe. Vor mir saß bestimmt kein Idealist. Hoffmann wollte eben alles haben und sich erst einmal bereichern.
Das wiederum verschaffte mir Zeit. Ich wollte auf keinen Fall, dass Hoffmann oder irgendein anderer die Schätze fand. Damit konnten sie einen Teil der Welt aus den Angeln heben. Vielleicht hatte ich mich zu erleichtert gezeigt, was Hoffmann wiederum auffiel.
»Du lächelst?«
»Das sieht nur so aus.«
Vielleicht fand er es besonders spannend. Jedenfalls stieß er ein Knurren aus. »Das Lachen wird dir bald vergehen, Sinclair, denn ich allein habe gewonnen.«
»Das sehe ich.«
»Es sind die letzten Informationen, die ich dir vor deinem Tod geben werde. Du hast noch eine kleine Galgenfrist, da ich noch auf einen Helfer warten muss. Wir haben uns getrennt. Mein Helfer wird dafür sorgen, dass ich ein Heer von Helfern bekomme, das mir schließlich zur Seite stehen wird. Und zwar voll und ganz.«
»Sprichst du von Zombies?«
»Genau davon.«
»Dann sollen sie dir helfen, den Schatz zu finden?«
»Richtig. Ich werde sie mitnehmen, und niemand wird es schaffen, sie zu stoppen.«
Er stand abrupt auf. Den Schädel hatte er dabei natürlich losgelassen. Die Zeichnungen in den Augen blieben, ansonsten tat sich dort nichts mehr.
»Es ist ein verfluchter Ort hier«, sprach er mich an. »Viele wissen, dass hier etwas geschehen ist, aber niemand traut sich, danach zu fragen. Sie alle haben Furcht, die tief in ihnen steckt und die sie auch nicht beseitigen können.«
Hoffmann nickte und ging an mir vorbei. Er trat hinein in den von oben herabfließenden hellen Schein, und seine Gestalt zeichnete sich dort ab. Der Schatten blieb bei ihm. Noch einmal drehte er sich um und sprach gegen meinen Rücken.
»Wenn ich zurückkehre, bin ich nicht allein, Sinclair. Dann werden dich die Zombies umgeben. Du wirst sie sehen und hören können, bevor sie dich mit bloßen Händen in Stücke reißen…«

***

Besonders an die letzten Worte dachte ich noch lange. Da war der Mann längst verschwunden.

Ich fühlte mich zwar nicht kraftlos, aber immerhin außer Gefecht gesetzt.

Zudem fragte ich mich, welche Hilfe mir das Kreuz sein würde, wenn die Zombies kamen.

Wahrscheinlich keine, denn zusammen mit der schmalen Silberkette steckte es in meiner Tasche, und die Hände umklammerten nach wie vor den aus dem Boden ragenden Pfosten.

Das sah nicht gut aus…

Natürlich beschäftigten sich meine Gedanken auch mit Suko. Wenn ich an dem vereinbarten Treffpunkt nicht erschien, würde mein Partner misstrauisch werden und eine Suchaktion starten. Ob die allerdings Erfolg zeigen würde, stand in den Sternen.

Suko musste schon verdammt viel Glück haben, um herauszufinden, wo ich mich befand. Wenn ich ehrlich war, so musste ich zugeben, vom Glück in der letzten Zeit nicht gerade verwöhnt worden zu sein.

Der Pfosten war zu tief in den Boden gerammt worden, als dass ich ihn hätte umreißen können. Er schloss auch mit der Decke ab, mir blieb keine Chance, mich aus eigener Kraft zu befreien.

Ich drehte den Kopf nach links, und mein Blick fiel auf die Frontseite des Schädels, wo ich die Augen sah, die eben diese beiden unterschiedlichen Zeichnungen oder Muster zeigten.

Ja, das eine war Neufundland. Ich hatte den Umriss der Insel noch in meinem Gedächtnis. Wenn es Hoffmann jemals gelingen sollte, nach Neufundland zu gelangen, sah ich schwarz. Da würde er irgendwann auch auf den immensen Templerschatz stoßen. Zwar lag dieser auf dem Meeresgrund, aber man kam eigentlich überall hin, wenn man wollte und Zeit hatte.

Die zweite Zeichnung musste ebenfalls einen magischen Ort darstellen. Ich prägte sie mir genau ein.

Sollte ich jemals hier freikommen, wonach es allerdings nicht aussah, würde ich versuchen, diesen Platz zu finden. Das stand fest.

Hatten die Zombies Chancen?

Zumindest nach ihrem ersten Erscheinen. Je nachdem, wo sie hinliefen, würden sie Angst und Panik verbreiten, die Polizei oder wen auch immer von den eigentlichen Dingen ablenken.

Wann sie erscheinen würden, davon hatte Hoffmann nicht gesprochen. Ich rechnete mit dem Beginn der Dämmerung. Da waren die Schatten schon vorhanden und hatten sich in den schmalen Gassen der Pariser Innenstadt festgesetzt.

Plötzlich hörte ich Schritte!

Bisher hatte ich ziemlich normal gelegen, ausgestreckt und nicht verkrampft. Die Trittgeräusche änderten meine Haltung völlig. Ich zog die Beine an, ließ sie auch angewinkelt und stand unter einer wahnsinnigen Spannung.

Ich horchte in mich hinein, ich lauschte den Tritten und überlegte, wie Zombies gingen.

Nicht locker oder leicht, sondern sehr steif, manchmal auch schleppend, die Füße über den Boden schleifend, denn viele von ihnen hatten vor ihrer schaurigen Erweckung lange genug in den feuchten Gräbern gelegen.

Wie ging dieser Zombie hinter mir? Und war es wirklich nur einer, der sich näherte?

Ich konzentrierte mich sehr stark auf das Tappen und vernahm ein leichtes Hüsteln.

Husteten Zombies?

Möglich - vielleicht war es auch ein anderes Geräusch. Der Schweiß brach mir aus den Poren. Ich versuchte verzweifelt darüber nachzudenken, wie ich einen lebenden Toten abschütteln und mich seiner erwehren konnte. Es gab keine Chance. Um dies einzusehen, war ich ehrlich genug gegen mich selbst. Zombies waren hirnlose Wesen, mit denen man weder sprechen noch diskutieren konnte. Sie schafften es auch nicht, sich verständlich zu machen, es sei denn, sie deuteten an, wie sie jemanden vom Leben in den Tod befördern wollten.

Die Schrittgeräusche nahmen an Stärke zu. Obwohl ich den Ankömmling nicht sah, konnte ich seinen Weg genau verfolgen. Er führte in direkter Linie auf mich zu.

Dann war er da!

Neben und gleichzeitig hinter mir blieb er stehen. Ich hörte ein zischendes Geräusch, vergleichbar mit einem kräftigen Ausatmen. Aber Untote atmeten nicht.

Hoffnung?

Anhand der schwachen Bewegung erkannte ich, wie die Gestalt in die Knie ging. Sogar ein leises Knacken hörte ich, dann hockte der Untote neben mir. Ich konzentrierte mich auf den Geruch.

Zombies hatten die Angewohnheit, nach Tod und Moder zu stinken.

Dieser nicht…

Vielleicht war er zu neu. Das jedoch konnte ich auch nicht glauben, denn er strahlte schon einen Geruch ab. Nicht nach Leiche und Moder, mehr nach Schweiß.

Wieso?

Dann spürte ich die Berührung. Beinahe zart glitt sie über meinen. Rücken hinweg. Die Hand wanderte höher in Richtung meines Nackens, bis sie ihn erreicht hatte.

Erwürgen, der lebende Tote will dich erwürgen! So schoss es mir durch den Kopf und trieb mir gleichzeitig den Angstschweiß aus den Poren. Möglicherweise reagierte ich wegen dieses Gefühls zu spät. Denn erst nach der Berührung und einer gewissen Phase des

Überlegens fiel mir ein, dass dieser Untote keine kalte Leichenhand hatte, die meinen Nacken berührte. Im Gegenteil, sie war warm und von einer Schicht aus Schweiß bedeckt.

Zombies schwitzten nicht…

Dann hörte ich die Stimme. »Jetzt habe ich dich gefunden…«

Ich lauschte der Stimme nach. Dieser Klang kam mir bekannt vor, auch wenn er vor Angst zitterte.

Er war jung, noch nicht ausgereift, er konnte gut einem Halbwüchsigen gehören.

»Toto?«, hauchte ich.

Der kleine Taschendieb hatte meine Frage trotzdem verstanden. »Ja, ich bin es…«

Da hätte ich heulen können vor Erleichterung…

***

Schreie und Schüsse!

Das konnte nichts Gutes bedeuten, und beide Männer wussten das, ohne darüber zu sprechen.

Der Kommissar erkannte noch mehr. »Es ist meine Waffe!«, keuchte er. »Verdammt noch mal, das weiß ich.«

»Dann ist Kiki hier!«

»Ja.«

Suko konnte es nicht verhindern, dass er blass wurde. Wo geschossen worden war, konnten sie leicht feststellen, denn von dieser Stelle aus spritzten die Menschen weg, getrieben von der Angst und der Panik, so rasch wie möglich den Tatort zu verlassen.

Es war deshalb für die beiden Männer schwer, sich einen Weg zu bahnen. Suko hatte dafür Sorge getragen, dass der Kommissar hinter ihm blieb. Er wollte nicht, dass sich Balmain in eine extreme Gefahr begab. Dafür war er nicht ausgerüstet. Er besaß nicht die entsprechenden Waffen, um eine lebende Leiche zu vernichten.

Wenn Menschen in Panik geraten, gibt es kaum Hindernisse, die sie aufhalten können. So war es auch hier. Bei ihrer Flucht nahmen sie keine Rücksicht auf die Stände oder provisorisch aufgebauten Buden. Einige von ihnen kippten um oder brachen mit großem Getöse und unter den wütenden Schreien der Besitzer in sich zusammen.

Auch wenn die Menschen flohen, nicht alle hatten sich beruhigt. Nach wie vor gellten den beiden Männern die Schreie entgegen. Hinzu kamen die umgestürzten Stände, die sie überspringen mussten, was Suko leichter fiel als dem älteren Kommissar und er demnach auch vor ihm den Schauplatz des Geschehens erreichte.

Zu sehen war nicht viel, denn ein Pissoir verdeckte dem Inspektor die Sicht. Als er es umrundet und zwei Männer zur Seite geschaufelt hatte, befand er sich am Ort des Geschehens.

Balmain hatte ihm von Kiki berichtet. So wusste. Suko genau, wie das Mädchen aussah.

Auch jetzt schimmerten die hellen Haare, als wollten sie das Licht der Sonne reflektieren.

Kiki bewegte sich marionettenhaft. Schlimm war nur, dass sie dabei die Dienstwaffe des Kommissars trug, sie mit beiden Händen festhielt, geschossen und auch getroffen hatte, denn in ihrer Nähe lag ein bärtiger Mann regungslos auf dem Rücken.

Sie befand sich in der unmittelbare Nähe eines großen Stands, der mit einem fahrbaren Kleiderständer ausgerüstet worden war. An der Stange hingen noch einige Klamotten, keine neuen Sachen.

Vielleicht war es Zufall, möglicherweise auch Instinkt, aber der weibliche Zombie drehte sich in dem Augenblick um, als Suko auf der Bildfläche erschien.

Er war so ungefähr der Einzige in Kikis Nähe. Sie riss in der Drehung die Arme mit der Waffe hoch und schoss.

Suko tauchte weg.

Die Kugel pfiff über seinen Kopf hinweg. Sie verletzte zum Glück keinen.

In einer gewissen Entfernung klang die Stimme des Kommissars auf. Balmain versuchte, Ordnung in die Besucher des Trödelmarktes zu bringen und sie vor irgendwelchen falschen Handlungen zu bewahren.

Geduckt und springend wechselte er seinen Standort. Er rechnete damit, vor der lebenden Leiche zu erscheinen, aber Kiki war instinktiv schlauer gewesen und hatte die Deckung des fahrbaren Kleiderständers ausgenutzt. Suko befand sich davor, sie dahinter.

Beide wussten es. Zombie haben keinen Verstand, dafür einen Instinkt, so war es auch bei den Tieren.

Kiki handelte.

Suko hatte nicht sehen können, dass sie ausholte und dem Ständer einen harten Stoß gab.

Er schoss vor. Seine Räder waren gut geölt. Sie rumpelten über den holprigen Boden hinweg. Der Ständer raste auf den Chinesen zu, und gleichzeitig zog Kiki.

Sie wusste sehr gut, dass Kleider und Anzüge keine Kugeln aufhalten konnten. Der Stoff bot keinen Widerstand, und Suko musste in Deckung.

Er warf sich zu Boden, dachte nicht an das Tempo des Ständers, der voll gegen ihn rammte.

Dann kippte er, denn dieses quer liegende Hindernis war für ihn nicht zu überwinden.

Suko sah Kiki, die sich zur Seite bewegte. Seine Beretta spie die erste Silberkugel.

Ob er die Untote erwischt hatte, konnte er nicht erkennen, denn die

Kleidung nahm ihm die Sicht.
Er wühlte sich hervor, kroch dabei über den Boden und sah den Platz, wo er Kiki vermutete, leer.
Wo steckte sie?
Als Suko auf die Beine schnellte, bekam er Furcht. Nicht um sich, sondern um die unschuldigen Menschen, auf die ein Wesen wie Kiki keine Rücksicht nehmen würde.
Eine Frau schrie ihm etwas zu und deutete mit heftigen Handbewegungen nach rechts, auf ein bestimmtes Ziel.
Es war das Pissoir!
Ein Metallhäuschen umgab die Rinne. Die Männer, die dort standen, konnten, während sie sich Erleichterung verschafften, durch fensterartige Schlitze unter dem Dach hindurchschauen und die Menschen auf dem Trödelmarkt beobachten.
Diese Art von Toiletten fand man in Paris öfter, aber auch in anderen Städten.
Ein Schrei gellte auf. Dann taumelte ein blutender Mann aus dem Eingang. Er sah aus, als hätten ihm die Fingernägel der lebenden Leiche die Gesichtshaut in lange Streifen gerissen.
Und so musste es auch gewesen sein, denn er brüllte und rief, dass sich eine teuflische Furie in dem Häuschen befinden musste.
Suko wusste endgültig Bescheid. Er würde diese Toilette stürmen und dem Spuk ein Ende bereiten.
Auch für ihn blieb es zunächst beim Vorsatz, denn hinter einem der schmalen Fensterschlitze erschien ein blasses Gesicht.
Das war Kiki.
Und sie schoss.
Die Kugel zirpte an Suko vorbei, aber er feuerte zurück, zielte besser, wusste allerdings nicht, ob er getroffen hatte, obwohl das Gesicht plötzlich verschwand.
Balmain lief torkelnd auf ihn zu. »Hast du sie?«
»Weiß nicht.«
»Wo steckt sie denn?«
Suko deutete auf die Toilette.
»Ach du Scheiße. Das Pissoir hat nur einen Eingang, Kollege.«
»Ich weiß.«
»Da wollen Sie rein?«
»Sicher.« Während Suko sprach, hatte er das Pissoir nicht aus den Augen gelassen. Er wusste nicht einmal, ob sich noch Geiseln hinter den Wänden befanden, die von Kiki in Schach gehalten wurden.
Jedenfalls hatte sich die Lage dramatisch zugespitzt.
Wenn man einen Zombie gewähren ließ, konnte er verdammt viel Ärger machen, das wurde Suko wieder einmal bewiesen.
Bevor der Kommissar ihn möglicherweise abzuhalten versuchte, war

Suko auf den Eingang zugehuscht. Er blieb daneben stehen, kontrollierte seinen Atem.

In einiger Entfernung standen die Zuschauer. Sie hielten sich glücklicherweise zurück. Die Schüsse hatten ihnen gereicht. Keiner wollte den Helden spielen.

Manchmal ist es verrückt, dachte Suko. Da kämpfte man gegen mächtige, dämonische Kreaturen an, besiegt sie, und einnormaler Zombie bereitet einem derartige Schwierigkeiten. Es kam eben immer auf die Umgebung an, wo sich die Auseinandersetzung abspielte.

Aus dem Innern hörte er nichts. Kiki musste allein darin sein.

Suko beugte sich etwas vor, bis er mit seinem Kopf den seitlichen Rand des Eingangs erreicht hatte.

Von innen war er nicht zu sehen. Lange durfte er auch nicht warten, weil er damit rechnen musste, dass Kiki durch den Eingang feuerte. Es steckten noch Kugeln im Magazin.

Suko machte sich für einen Überraschungsangriff bereit. Er nahm Schwung und huschte um die Ecke in den Eingang hinein, wurde dort zu einem Schatten, der flach über den Boden hechtete.

Vom Hellen ins Halbdunkel, das gefiel ihm nicht. Da ist es immer schwer, etwas zu sehen.

Er sah die Sonnenflecken auf dem Boden, die sich nicht bewegten. Im Gegensatz zu der Gestalt ihm gegenüber.

Es war Kiki, und sie besaß die Waffe!

Sie schoss.

Sie wirbelte um die eigene Achse. In das Krachen der Waffe drang der peitschende Klang von Sukos Beretta.

Er schoss mehrere Male.

Er selbst wurde nicht getroffen, denn er hatte sich klein gemacht und war dazu noch in Bewegung.

Die Untote war groß genug, denn sie stand an der Wand.

Und sie zuckte unter den Einschlägen zusammen. Die Kugeln hieben in ihre Gestalt. Suko sah sie zur Seite fallen, dorthin, wo sich drei Männer an der Wand vor Angst nicht rühren konnten. Sie sahen aus wie Puppen.

Kiki brach nicht in die Knie. Sie taumelte nach vorn, schoss sofort noch in einem Reflex, aber das Magazin war leer. Als ihr die Pistole aus der Hand rutschte, da verließ sie die Kraft. Mit einem spagatähnlichen Schritt rutschte sie nach vorn, ohne dass sie sich irgendwo festhalten konnte.

Die Fliesen waren glatt, feucht und schmutzig. Sie erinnerten an eine Rutschbahn.

Der Zombie glitt auf Suko zu, ohne ìhn allerdings erreichen zu können. Auf dem Rücken blieb Kiki liegen, erwischt von drei Kugeln und mit Wunden bedeckt, aus denen stinkender Rauch quoll.

Suko steckte seine Waffe weg. Dass Kiki endgültig vernichtet war, stand fest. Sie würde keinem mehr gefährlich werden. Er drehte sich zu den Männern um.

»Gehen Sie bitte!«

Die Männer zögerten noch. Sie trauten dem Frieden nicht, bis einer den Anfang machte.

Die anderen folgten ihr fluchtartig und stießen an der Tür mit Balmain zusammen, der ebenfalls das Toilettenhaus betreten wollte.

Er sah, wie Suko die Schultern hob.

»Ist alles klar?«

»So weit schon. Kiki ist erlöst.«

Balmain nickte. Plötzlich verlor er das Interesse an seinem englischen Kollegen. Mit sehr wackligen Schritten ging er vor, neben Kiki blieb er stehen.

Langsam sackte er in die Knie. Mit einer behutsam anmutenden Bewegung schloss er Kiki die Augen. Er selbst wischte über seine eigenen, bewegte dabei die Lippen, sagte auch irgendetwas, was Suko allerdings nicht verstehen konnte.

Erst nach einer Weile stand Balmain wieder auf. Hilflos hob er die Schultern. »Dass es so kommen würde, hätte ich mir nicht vorgestellt, Suko.«

»Sie mochten Kiki?«

»Ja, sehr. Ich fühlte mich fast wie ein Vater, der seine Tochter auf den rechten Weg zurückbringen will. Weg von diesen verdammten Drogen. Dass es so enden würde, hätte ich mir bei aller Fantasie nicht träumen lassen.« Er schaute Suko an. »Und verdammt noch mal, ich hätte es geschafft. Ich hätte Kiki von den Drogen wegbekommen und ihr sogar einen Job besorgt.«

Der Inspektor widersprach nicht. Zudem wusste Balmain selbst, dass sein Vorhaben nicht einfach gewesen wäre. So leicht brachte man keinen Junkie von der Nadel weg.

Draußen trafen sie wieder zusammen, umgeben von einem Kreis aus Neugierigen, die sich allerdings in einer respektablen Entfernung aufhielten. Der Kommissar sprach sie an. Er erklärte ihnen, dass die Gefahr endgültig vorbei war.

Jetzt erst stürmten die Fragen auf ihn ein, die Balmain abwehrte. Flics erschienen plötzlich, erkannten den Kommissar, der ihre Hilfe gern in Anspruch nahm.

»Es hat einen Toten gegeben!«, erfuhren Balmain und Suko.

Der Kommissar nickte. Er zeigte dem Flic die Waffe. »Aus ihr wurde geschossen, aber nicht ich.«

Damit war für Balmain dieses Thema erledigt. Er kam wieder auf Hoffmann zu sprechen. »Ich hoffe, dass Kiki die Einzige gewesen ist.«

»Bestimmt.«

»Was macht Sie so sicher?«
»Er hat sie losgeschickt, um für Furcht und Panik zu sorgen, damit er ungestört ist.«
Die Augen des Kommissars weiteten sich. In den Blick stahl sich allmähliches Begreifen. »Ja, das stimmt, Suko. Wir sollten unseren einmal gefassten Plan keineswegs fallen lassen und den alten Templerturm besuchen.«
»Wissen Sie, was ich denke, Balmain?«
»Nein.«
»Dass wir dort meinen Freund und Kollegen John Sinclair finden.«
»Das wäre schön. Und hoffentlich lebendig.«
»Was ich voraussetze.«
»Und Hoffmann?«
Suko hob die Schultern. »Wie immer zieht er im Hintergrund die Fäden. Ich habe ihn hier in der Nähe noch nicht gesehen.«
»Gehen Sie davon aus, dass er uns beobachtet?«
Suko legte die Stirn in Falten. »Das kann gut möglich sein. Typen wie er wollen immer sehen, ob sie mit ihren Plänen Erfolg gehabt haben oder nicht. Ich würde mich nicht wundern, wenn er zwischen den Gaffern steht und schon Bescheid weiß.«
»Gefällt mir nicht.«
»Was ich Ihnen bestimmt nicht verdenken kann. Sagen Sie bitte. Ist es noch weit bis zum Turm?«
»Nein, dann gehen wir zu Fuß.«
»Weshalb stehen wir dann noch hier?«
»Bin schon unterwegs«, erwiderte der Kommissar und lud das Magazin seiner Pistole nach.

***

Ich war wieder frei!
Und dafür hatte Toto gesorgt, ein kleiner Taschendieb. Mit der Klinge meines Silberdolchs hatte er die straff gespannten Stricke durchtrennt und mir dann erklärt, weshalb er den Weg überhaupt zu mir gefunden hatte.
Es war mehr ein Zufall gewesen, Langeweile. Er war durch das Viertel geschlendert und hatte mich entdeckt. Allerdings innerhalb einer der schmalen und leeren Gassen, wobei ihm aufgefallen war, wie vorsichtig ich mich bewegte.
Das hatte seine Neugierde geweckt.
Er war mir gefolgt, ohne dass ich etwas davon bemerkte, und er hatte sich sogar getraut, den verdammten Turm zu betreten, obwohl er die Geschichten kannte, die sich um ihn rankten. Er hatte auch den Mann mit dem Hut verschwinden sehen. Allein der Anblick war für ihn schrecklich gewesen. Da hatte ihn die Furcht gepackt.

Jetzt ist alles vorbei, dachte ich, bis ich eines Besseren belehrt wurde, denn er schaute aus einer respektablen Entfernung auf den aus dem Hügel hervorragenden Knochenschädel mit den großen Augen, in denen sich die Umrisse zumindest der Insel Neufundland abzeichneten.

»Was ist das?«

Ich rieb meine Handgelenke und gab Toto die Antwort, auf die er ein Recht hatte.

»Es ist eine uralte Leiche, die damals magisch verändert wurde, mein Junge.«

Totos Augen weiteren sich. »Ein Zombie?« Trotz seines Alters kannte er sich aus.

»So ungefähr.«

»Dann - dann war der Schwarzgekleidete der Teufel?«

»Zumindest nicht weit von ihm entfernt.«

Mit beiden Handflächen strich Toto über seine Wangen. Für ihn war es besser, wenn er nicht mehr blieb, was ich ihm auch sagte. »Geh lieber, mein Junge. Wenn der Schwarzgekleidete zurückkehren sollte, kann ich für nichts garantieren. Außerdem ist er bewaffnet.«

»Und Sie?«

»Ich werde mich um den Schädel oder die alte Leiche kümmern. Sie darf nicht mehr länger hier bleiben.«

Toto schaute auf den Kopf mit dem borstigen Haar. »Willst du ihn zerhacken?«

Ich lächelte. »Nicht ganz.«

Der Junge hob die Schultern und wollte sich davonschleichen. Ich aber hielt ihn fest. »Danke, Toto«, sagte ich leise. »Ich möchte mich noch einmal für die Rettung bedanken.«

Er hob die Schultern. »War doch selbstverständlich.«

»Das war es nicht.«

»Ich bin eben neugierig.«

»Aber jetzt wirst du dich verstecken. Wenn alles vorbei ist, treffen wir uns bestimmt.«

»Werden Sie denn dann noch leben?«

»Das hoffe ich doch sehr. Bisher hat man mich noch nicht unter die Erde bringen können.«

»Was sind Sie eigentlich?«

»Ein Polizist.«

Toto erschrak. Von den Polizisten schien er keine gute Meinung zu besitzen. Er winkte mir zu. »Okay, ich gehe, ja, ich werde verschwinden. Ich bin schon weg.« Dann eilte er hinaus, und ich war froh, wieder allein zu sein.

Mir war klar, dass Hoffmann so schnell wie möglich zurückkehren würde. Wahrscheinlich mit einem Helfer, einer lebenden Leiche, die

ich sehr leicht mit einer geweihten Silberkugel hätte besiegen können. Nur stand mir die Beretta nicht zur Verfügung. Freiwillig würde der Deutsche sie mir nicht zurückgeben.

An ihn brauchte ich zunächst nicht zu denken, denn wichtiger war der verfluchte Schädel.

Ich wollte nicht, dass er noch länger existierte und ebenfalls nicht der zu ihm gehörende Körper.

Da von Hoffmann auch weiterhin nichts zu hören und zu sehen war, konnte ich mich um den Schädel kümmern, kniete mich hinter ihm nieder und konnte in dieser Stellung auch den Zugang im Auge behalten.

Als meine Finger durch die Haare fuhren, spürte ich an der Haut das Kratzen. Sie waren tatsächlich wie ein dünnes Drahtgeflecht, ohne allerdings in die Haut einzuschneiden.

Ich ließ meine Hände an den Seiten hinabgleiten und umklammerte das, was einmal die Wangen gewesen waren. Das Gebein fühlte sich völlig normal an. Es war nicht warm und auch nicht kalt.

Nur eben die Augen zeigten einen so unterschiedlichen Ausdruck.

Ich hielt den Kopf noch immer fest, dann drehte ich ihn herum. Ich hörte das Knacken, stoppte die Bewegung sofort ab und wühlte mit beiden Händen die Hügelerde an den Seiten des Kopfes weg, um mehr erkennen zu können.

Er stand wirklich nicht allein auf dem Hügel. Der Halsknochen war noch vorhanden, auch wenn ihn meine Drehung leicht angeknackt hatte. Die Schultern sah ich ebenfalls. Kahle, blanke Rippen, die bleich glänzten, ansonsten aber von feuchter Lehmerde überzogen waren.

Mich würde es einige Kraft kosten, diese alte Leiche aus dem Boden zu zerren, deshalb ließ ich es bleiben. Allein der Knochenschädel war wichtig. In ihm steckten die Energien und die magischen Reserven, die dafür sorgten, dass er nicht verging.

Der Schädel und die Augen.

Die Karte von Neufundland kannte ich, die andere jedoch war mir unbekannt. Ich zeichnete sie auf, um ihre Form nur nicht zu vergessen. Ein Stück Papier trug ich immer bei mir.

Zwischendurch warf ich einen Blick zum Eingang. Noch immer fiel Licht durch den Bogen, doch es hatte sich verändert, war schwächer geworden, weil auch die Sonne wanderte und dabei an Kraft verlor.

In den Augen konzentrierte sich die Magie und das ebenfalls hineingepflanzte magische Wissen.

Egal wie stark sie auch wirklich war, ich verließ mich auf mein Kreuz, es würde die andere Kraft brechen.

Noch hatte ich Zeit. Innerlich aber stellte ich fest, dass ich mich beeilen musste. Es war mein Gefühl, das mich dazu antrieb. Sehr behutsam brachte ich das Kreuz näher, um im nächsten Augenblick

blitzschnell in das ehemals grüne Auge hineinzustoßen.

Die Masse darin war nicht hart, aber auch nicht weich. Zu vergleichen mit einem Apfel, der zu lange ohne Schale irgendwo gelegen hatte und eingeschrumpft war.

Der untere Balken war tief in die Masse hineingestoßen. Fast bis zum Querbalken, und die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Plötzlich explodierte das Auge.

Zuerst strahlte es von innen auf. Etwas sprühte mir entgegen, sodass ich zurückzuckte. Es kam mir vor, als hätte man eine Wunderkerze angezündet.

Das Sprühen verging schnell. Zurück blieb ein verkohlter, stinkender Inhalt, der Rauch absonderte.

Blieb das zweite Auge.

Auch hier traf mein Kreuz kaum auf Widerstand. Ich brauchte nicht einmal die Formel zu rufen, um es zu aktivieren. Es reagierte auf die andere Magie wie von allein.

Nicht durch Sprühen, als das Kreuz in der Masse steckte. So weich sie war, in den folgenden Sekunden veränderte sie sich und nahm eine Form an, die mich an warmen, weichen Teer erinnerte, der allmählich aus dem Loch hervorrann.

Es war schon erstaunlich, welche Unterschiede die Augen zeigten, obwohl sie im Prinzip gleich waren.

Die teerähnliche Masse verteilte sich vor dem Schädel und rann den Hügel hinab, bevor die Masse das Zeug aufsaugte und nur noch leichte Qualmwolken zurückließ.

Das war geschafft, und es geschah noch mehr, denn der Schädel hatte keine weitere Berechtigung für eine Existenz. Ich konnte zuschauen, wie er verging.

Und ich schaute gern zu. Ich hörte auch das Knacken, als die ersten Risse und Sprünge entstanden.

Am Schädel lauter als in der Erde, wo die Geräusche dumpfer klangen.

Die Knochen sackten ineinander. Jetzt, wo das Loch keinen Widerstand mehr spürte, rutschte alles, was auseinander gefallen war, direkt hinein und verschwand wie in einem Grab.

Der Schatzmeister der alten Pariser Templer existierte nicht mehr. Er würde keine anderen Informationen weitergeben können.

Wem war es zu verdanken?

Nicht mir, beileibe nicht. Ich wäre auch jetzt noch hilflos gewesen, hätte es da nicht einen kleinen Taschendieb gegeben, der mir so schnell und uneigennützig geholfen hätte.

Ich wusste nicht, in welch einer Verbindung Hoffmann zu diesem Schatzmeister stand, den es nicht mehr gab. Vielleicht konnte er spüren, dass ich einen Teil seines großen Plans zerstört hatte. Da war

alles möglich. Wenn ja, würde er bei seiner Rückkehr sehr vorsichtig sein.

Ich hielt nach einem günstigen Platz Ausschau. War es gut, inmitten der Höhle hocken zu bleiben, quasi auf dem Präsentierteller? Andererseits hatte ich von hier aus den besten Blick auf den Eingang und das dort langsam verschwimmende Sonnenlicht.

Wann würde er kommen? Er musste ja erscheinen und den Feind vernichten.

Er war schon da.

Nicht Hoffmann, dafür der andere Teil von ihm, der Schatten!

Wie ein Irrwisch huschte er über die Wände, löste sich dort, raste auf mich zu, und ich riss gedankenschnell mein Kreuz hoch, um ihn abzufangen.

Wenn er vor nichts zurückzuckte, die Anwesenheit des Kreuzes mit seiner Aura ließ ihn zögern.

Das Fauchen bildete ich mir wohl ein. Er war lautlos über meinen Kopf hinweggehuscht - und glitt dem Licht entgegen, weil er wieder nach draußen wollte.

Ich musste davon ausgehen, dass der Schatten alles gesehen und Hoffmann informiert hatte. Dementsprechend vorsichtig war ich, als ich mich auf den Weg nach draußen machte.

Diesmal war ich fest entschlossen, ihn zu packen. Es ging nicht an, dass wir van Akkeren erwischt hatten und mit seinem Helfer nicht zurechtkamen. Dass er meine Beretta an sich genommen hatte, würde ich nicht vergessen.

Ich musste durch den Ausgang, einen anderen Weg gab es nicht. Schlecht, wenn der andere draußen lauerte.

Ich war auf der Hut. Wieder Wechsel vom Dunkel ins Helle. Ich wollte meinen Augen Zeit geben, sich daran zu gewöhnen.

Hoffentlich hatte Toto meinen Rat befolgt und war verschwunden. Er als Geisel des Deutschen wäre schlimm gewesen.

Ich hatte mir den besten Blickwinkel ausgerechnet und drückte mich gegen die Wand. Mit dem Rücken schleifte ich über das Gestein. Der Weg führte nach oben. Geröll verteilte sich auf den Stufen, darüber lag eine Mischung aus Licht und Schatten.

Keine Spur von Hoffmann.

Ich ging weiter. Die Treppe, obwohl nur kurz, kam mir sehr lang vor. Ich hielt das geweihte Kreuz in der rechten Hand. Damit würde es mir gelingen, Hoffmann in die Flucht zu schlagen.

Die letzte Stufe…

Dreck und Steine hatten sie so gut wie unkenntlich gemacht. Ich zog den Kopf noch tiefer, über meinen Rücken rann ein Prickeln. Wenn sich Hoffmann noch in der Gegend aufhielt, musste ich ihn sehen.

Er war nicht da, wenigstens nicht sichtbar. Die Sonne war am

Untergehen. Noch aber strahlte sie durch gewisse Lücken und schickte ihre heißen Speere auch in den menschenleeren Hof.

Die Luft stand dort. Sie flimmerte, schien zu kochen. Die Wände der Häuser hatten sich im Laufe der Stunden aufgeheizt und würden die Hitze des Nachts wieder abgeben.

Hatte Hoffmann sich tatsächlich zurückgezogen?

Nein, zumindest nicht sein Schatten. Ihn sah ich rechts von mir. Er glitt furchtbar schnell über den Boden, als hätte er ein Ziel. Ich sprang ihm entgegen, diesmal sollte er meinem Kreuz nicht entgehen.

Da hörte ich das Lachen hinter mir.

Ich stoppte die Bewegung ab, fuhr herum, sah den schwarz gekleideten Hoffmann in unmittelbarer Nähe und auch die Beretta, die eigentlich mir gehörte.

Aus dieser Entfernung konnte er nicht vorbeischießen.

Und er drückte ab!

***

In diesem fürchterlichen Augenblick dachte ich überhaupt nichts. Ich sprang auch nicht zur Seite, um der Kugel zu entgehen. Ein Filmheld hätte so etwas fertig gebracht, ich nicht. Es war auch keine schwarzmagische Kugel, die durch die Kraft des Kreuzes eventuell hätte abgelenkt werden können.

Das geweihte Silber würde mich treffen und…

Es erwischte mich nicht!

Zugleich war noch ein Schuss gefallen, ebenfalls eine Beretta, aber um den Bruchteil der Sekunde früher.

Das Geschoss aus meiner Beretta zupfte an meinem rechten Ohrläppchen, Blut quoll hervor.

Hoffmann stand vor mir. Noch immer bewaffnet, nun aber wies die Mündung der Beretta schräg zu Boden. Es war die einzige Bewegung, die er überhaupt getan hatte.

»Okay, John, es ist okay…«

Von irgendwoher erklang die Stimme meines Freundes Suko. Da er sehr laut gesprochen hatte, erreichte sie mich als Echo. Ich konnte nicht herausfinden, aus welcher Richtung Suko sprach.

Ich hob die Hand, ohne es eigentlich zu wollen. Mein einziges Interesse galt Hoffmann.

Hatte Suko ihn voll erwischt? War die Jagd jetzt beendet? Hatten wir es endlich geschafft?

Meine eigene Starre löste sich nach wenigen Sekunden. Da erst hatte ich den Schock überwunden und schaffte es, auf Hoffmann zuzugehen, der sich noch immer nicht bewegte.

Er nahm keine Notiz von mir oder wollte sie nicht nehmen. Eine halbe Körperlänge von ihm entfernt blieb ich stehen. Ich schaute in

sein Gesicht.

Es war blass, es war mit Schweißperlen bedeckt, und sein Mund zeigte eine leichte Zerrung. Sogar das Kugelloch sah ich in der Kleidung. Dann hob er die linke Hand. Zuerst dachte ich, dass er nach mir schlagen wollte, dann wanderte die Hand höher, bis sie den Hut erreichte. Mit einer wilden Bewegung schleuderte er die Kopfbedeckung zur Seite.

Noch nie zuvor hatten wir etwas von seinen Haaren gesehen. Auch jetzt nicht, denn es gab keine.

Sie waren einfach nicht vorhanden. Etwa eine Handbreite über den Augenbrauen begann das, was bei ihm nicht mehr als Kopf angesehen werden konnte. Ein schattenhaftes, zirkulierendes Etwas, weder Fleisch, Haut noch Haare. Möglicherweise ein Stück Teufel oder Hölle.

Ich kam da nicht mehr mit, aber ich sah, dass sich sein Schatten auf dem Schädel konzentrierte. Dort hatte er seine Heimat, dort fehlte ein Stück Kopf und war kurzerhand von ihm ersetzt worden.

»Hoffmann?«

Ich hatte seinen Namen geflüstert, ohne eine Antwort von ihm zu erhalten. Er stand einfach da. In seinem normalen Gesicht zuckte es. Die obere Hälfte aber blieb ohne Bewegung, denn dort hatte sich der mordende Schatten verdichtet.

Ich hörte, wie Suko näher kam. Seine Tritte knirschten, auch Balmains Stimme vernahm ich.

Die beiden interessierten mich nicht. Ich wollte Hoffmann und legte, ohne dass er etwas dagegen tun konnte, mein Kreuz genau dorthin, wo sich der Schatten konzentrierte.

Da schrie er auf!

Aber es war nicht sein Schrei, sondern der Ruf eines anderen. Eines Wesens, das über ihm stand.

So brüllte nur der Teufel!

Ein Stück von ihm, das ihn jetzt verließ. Auf der einen Seite Vincent van Akkeren und Baphomet, auf der anderen Hoffmann und Asmodis. Beide hatten verloren.

Und der Teufel oder ein Teil jagte aus ihm hervor, und zwar als Schatten.

Er war es gewesen, der die Menschen zu Zombies gemacht hatte. Er, der Verwandlungskünstler, hatte sein Reich verlassen und sich als Schatten diesen Hoffmann ausgesucht.

Der Mensch selbst konnte für seine Taten nicht verantwortlich gemacht werden.

Jetzt war mir auch klar, weshalb der Schatten eine derartig panische Angst vor meinem Kreuz gehabt hatte, denn nichts gab es wohl, was der Teufel so stark hasste wie mein Kreuz.

Ich sah ihn in den Himmel jagen.

Bevor er völlig verschwand, zeigte er noch einmal sein wahres Gesicht. Eine widerliche Fratze: einen dreieckigen, unten spitz zulaufenden Schädel mit breitem Maul.

Vorbei - aus…

Und Hoffmann?

Er fiel mir entgegen. Ein Toter mit einem in der oberen Hälfte zerstörten Schädel.

Suko und Balmain kamen herbei, um mir zu helfen. Wir ließen Hoffmann zu Boden gleiten, dann legte ich meinem Freund die Hand auf die Schulter. Zu sagen brauchte ich nichts, wir verstanden uns auch so.

Balmain verstand wenig oder gar nichts. Er stand da und schaute auf die Leiche.

»Es ist vorbei, Kommissar. Hoffmann wird nicht mehr wüten und keine Zombies mehr erzeugen können.«

Ächzend richtete sich Balmain auf.

»Das will ich auch meinen, Sinclair. Ein lebender Toter hat mir gereicht.«

»Wieso?«

»Lassen Sie mal, Balmain«, sagte Suko. »Darüber können wir später reden.«

»Moment noch, Kommissar, ich habe da eine Bitte.«

»Und welche?«

»Ich möchte, dass Sie mir helfen, einen Jungen zu finden. Er muss hier in der Gegend wohnen und heißt Toto.«

»Warum wollen Sie…?«

»Weil er mir ebenfalls das Leben gerettet hat.«

Beide schauten mich an, als hätte ich wer weiß was erzählt. Ich aber war schon weitergegangen, zurück in den Templerturm, um mich davon zu überzeugen, dass von dem Schatzmeister des alten Ordens wirklich nichts mehr zurückgeblieben war…

ENDE